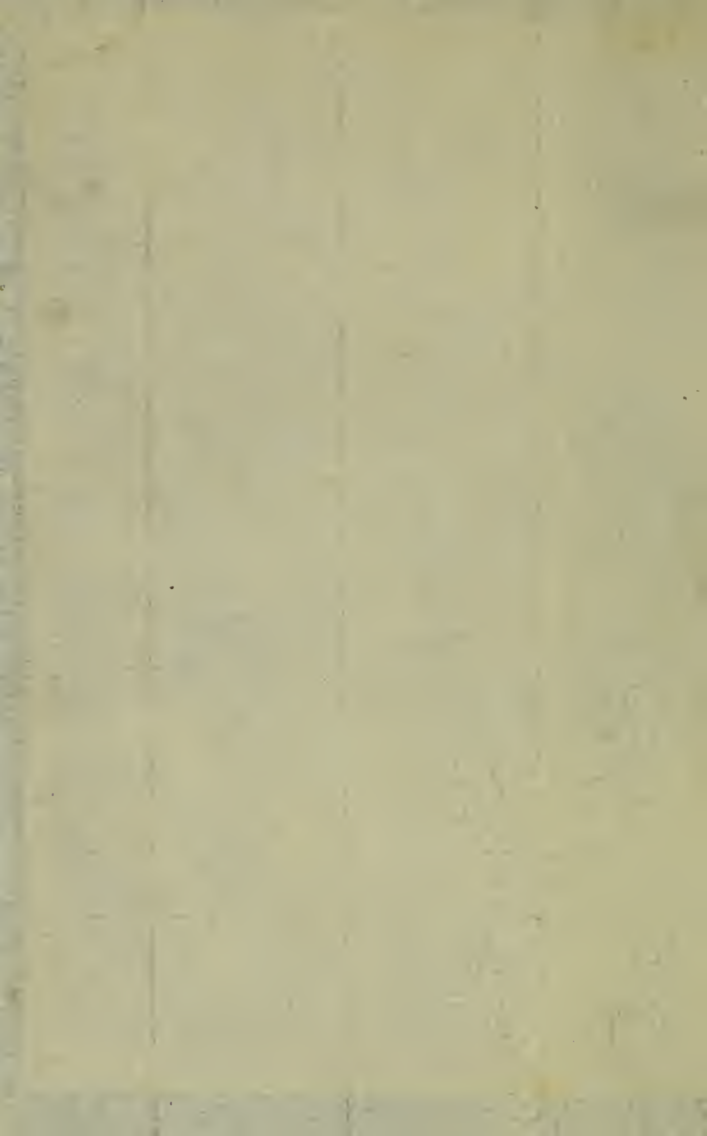
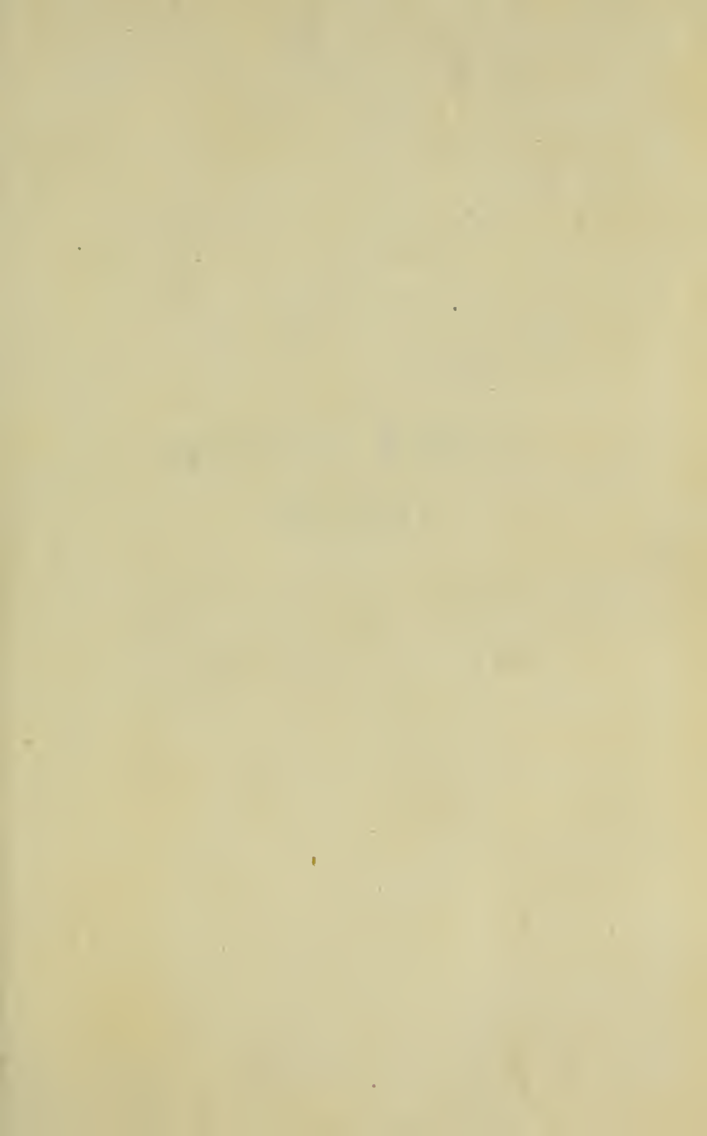








Hundert Jahre.

Achter Theil.



Hundert Jahre.

1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

Heinrich Albert Oppermann.

Achter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1870.



Inhalt.

Achtes Buch.

Was es bringen wird?



Achtes Buch.

Was es bringen wird?



Erstes Kapitel.

Im Sturmjahre zu Berlin.

Wenn man vom Brandenburger Thore unter die Linden tritt und die Neue Wilhelmsstraße auf dem Trottoir zur Linken überschritten hat, trifft man zwischen dem Ministerium des Innern und der Schadowstraße (jetzt dem Aquarium) ein Privathaus, das sich dadurch auszeichnet, daß es keine Läden im Parterre hat. Ein hoher eichengeschnitzter Thorweg schließt das Haus; der zur Portierwohnung führende Zug ist von Porzellan und trägt den Namen „Baron de Hirschstein". Wurde der Thorweg geöffnet, so fand man sich auf einer großen Hausflur, über welche ein in Eichquadern gemauerter Fuhrweg zu den Remisen und Ställen im Hofraume führte. Rechts stieg man zwei Stufen von schwarz-weißcarrirtem Marmor zu einem Perron empor, welcher vor den Wohnungen der Dienstleute herlief und im schönen Treppenhause ausmündete, das Winter und Sommer mit Blattpflanzen, Blumen und Statuetten

geschmückt war. Die Marmortreppen waren mit einem reichgezierten Treppengeländer aus Bronze eingefaßt, am Fuße ragte ein vielarmiger Candelaber mit Glocken von mattem Porzellan empor, der auf der ersten Treppenwendung einen zweiten, beim Eingange in die erste Etage einen dritten Bruder hatte. Die Marmortreppe war mit feinen brüsseler Teppichen belegt, über welchen ein Läufer von Kokosfasern zur Schonung ausgebreitet war. War man durch die Glasthüren in die erste Etage getreten und in das große Empfangszimmer zur Rechten eingeführt, so wurde das Auge unwillkürlich durch eine schöne Landschaft von Andreas Achenbach, Sonnenuntergang am Rhein, gefesselt, die über dem Sofa hing. An der entgegengesetzten Seite sah man neben der Thür, die in das Arbeitscabinet des Barons führte, zwei Porträts, die eines Herrn und einer Dame. Wenn das Porträt zur Linken, wie nicht zu zweifeln war, den Hausherrn vorstellte, so trug es keine Spur von Aehnlichkeit mit seinem Bruder, dem Commerzienrath in Heustedt. Dieser war groß, stark, robust, schwarz, mit großer jüdisch gebogener Nase, glatt rasirt, mit dicken aufgeworfenen Lippen, welche Hang zur Sinnlichkeit andeuteten, feurigen schwarzen Augen. Jenes Porträt dagegen stellte einen feinen Kopf mit beinahe englischem Gesichtsschnitt dar, mit klugen

grauen Augen, von sanfter Röthe angehauchtem Gesicht, spärlich blond-rothem Haare und einem Cotelettbarte von gleicher Farbe, zwischen dem ein breites Kinn, ein kleiner Mund mit schmalen Lippen, eine schöngeformte Nase voll Selbstbewußtsein der Welt Trotz zu bieten schienen.

Ueber das schwarzsammtene Gilet hing an einem Gummibande ein Lorgnon von Schildpatt; außer einer einfachen goldenen Uhrkette und dem Trauringe trug der Baron keinen Schmuck, im Gegensatze zu seinem Bruder, dessen Hände von Diamant- und Siegelringen prangten und dessen massiv goldene Uhrkette mit einem halben Dutzend allerliebster Nippes, einer Locomotive, einem Kompaß, einem Porträt seiner Frau, einem goldenen Herzen u. dgl. beschwert war.

Die Dame auf der rechten Seite trug ein weißseidenes Atlaskleid und hielt einen Orangeblütenstrauß in der Hand, ihre Schultern waren in eine schwarze Spitzenmantille eingehüllt, welche die Weiße des Nackens und Halses hervorhob. Ihr Gesicht, von langen schwarzen Locken umrahmt, hatte orientalische Züge, es war weder hübsch noch häßlich, ein jugendlich frisches Alltagsgesicht; aber ihre großen braunen, etwas chinesisch zugeschnittenen Augen, mit den schönen Brauen und den langen schwarzen Augenwimpern, hatten eine un-

gemeine Tiefe und deuteten auf ein sehnsuchtsvolles Gemüth.

Beide Porträts waren von Karl Sohn in Düsseldorf gemalt, wie man an dem Costüm sah vor etwa zwanzig und einigen Jahren, vielleicht vor oder kurz nach der Hochzeit des Paares.

Wenn es wahr ist, daß man daraus, wie jemand wohnt, einen Schluß auf seinen Charakter und Geist machen kann, so wollen wir die Zeit, wo der Hausherr auf der Börse, Mutter und Tochter aber bei Gerson oder in einem andern Laden sind, um Einkäufe zu machen, benutzen, uns die Wohnräume näher anzusehen.

Das Arbeitscabinet des Hausherrn war nicht sehr groß, es hatte nur zwei Fenster nach den Linden hinaus, in der Mitte des Zimmers stand ein großer Schreibtisch von Eichenholz mit reicher Schnitzarbeit, an allen vier Seiten des Schreibtisches hohe eichene Stühle, Rücken und Sitze gepolstert und mit grünem Rips überzogen. Eine Chaiselongue von ähnlichem Stoffe und zwei hohe bequeme Lehnstühle, in deren Mitte ein runder Tisch mit einer grünen Tuchdecke, bildeten hinter dem Kamin eine trauliche Ecke in der Tiefe des Zimmers. An der Hinterwand hingen nur zwei größere Aquarelle, den Löwenhof in der Alhambra

in Granada und den Eingang zum Saale der zwei Schwestern in demselben Prachtbau darstellend. Am rechten Fenster der Seite stand ein Stehschreibpult im Stil der Stühle und des Tisches, gegenüber ein eiserner feuerfester Schrank in demselben Stil wie die übrigen Möbel und in Eichenholzfarben.

Auf dem Schreibtische waren englische, französische und deutsche Zeitungen sorgfältig auseinandergefaltet und durch allerlei Briefbeschwerer vor Unordnung bewahrt. Curszettel und andere Papiere lagen wohlgeordnet, jedes auf seinem ihm ein für allemal angewiesenen Platze. Eine Pendule in Bronze, ein Thermometer, ein Tintenfaß und ein Behälter für Federn, alles schien einen bestimmten Platz zu haben. Man sah kein Sandkorn, kein Stäubchen weder auf Tisch noch Papieren, es war dies das Zimmer eines durchaus accuraten und ängstlich auf Ordnung haltenden Geschäftsmannes.

An dieses Geschäftszimmer stieß ein großer parketirter Gesellschaftssalon mit wiener Flügel von Jacarandaholz und gleichen Möbeln, die Wände mit rothen Sammttapeten bekleidet, von denen sich auf der fensterlosen Ostseite drei Porträts, die des Hausherrn, seiner Frau und einer etwa achtzehnjährigen Tochter, in den glänzendsten Goldrahmen hervorhoben. Die Aeltern

waren hier um zwanzig Jahre älter als in dem ersten Zimmer, die Tochter ein Ebenbild der Mutter, nur der Haarschmuck war moderner, die Augen noch schmachtender.

Auf der Wandseite nach Westen hing das Bild eines hohen schlanken blonden Ulanenlieutenants, es war der Sohn, welcher sich schon früh zum Cavalier ausgebildet hatte, und da er zu den Geschäften des Vaters keine Neigung zeigte, in das Militär eingetreten war, wo ihm das Geld des Vaters den Weg bahnte.

Neben diesem Empfangssalon befanden sich noch wei kleine Boudoirs, wie dieser selbst mit niedrigen Causeusen und weichen Fauteuils beinahe überladen.

Der Salon zeigte mehr Pracht als feinen Geschmack, und da er unzweifelhaft seine Anordnung der Hausfrau verdankte, so ließ dies einen Schluß auf ihren Schönheitssinn machen.

Neben dem Salon nach Norden fand sich noch ein achteckiger Speisesaal, pompejanisch decorirt. Die Frauengemächer lagen nach hinten, dem Speisesaale gegenüber in einem Flügel, der sich bis zu dem Garten hinter dem Hause erstreckte. Das Entréezimmer zu den Damengemächern war zugleich Bibliothek und verbarg hinter Glasschränken die Werke deutscher und französischer Classiker, auch englische Bücher nebst un=

zähligen Gedichtsammlungen in Goldschnitt und reich-vergoldeten Einbänden.

Dann folgte das Cabinet der Hausfrau, das mit unzähligen Nippsachen, Statuetten, Büsten, Gipsabgüssen nach antiken und modernen Compositionen überladen war, sodaß man trotz zahlreicher kostbarer Plüschfauteuils, Causeusen, amerikanischer Wiegestühle, nirgends ein gemüthliches Plätzchen fand. An dieses Boudoir stieß ein Musiksalon mit Pianino und Harfe, daran das Boudoir der Tochter vom Hause, der schönen Eva. Es war dies ein reizendes Gemach, ein Halbrundbau mit großen halbrunden, bis zum Fußboden reichenden Fenstern und Thüren. Um diesen Rundbau, der im Westen in einen Nachbargarten hineinragte und nach Norden und Osten in den eigenen Garten, zog sich ein Balkon, von welchem man außer dem Nachbargarten den Garten des Ministeriums des Innern und die Gärten bis zur Dorotheenstraße überschaute. Eine eiserne Wendeltreppe führte zu einer geschmackvollen Veranda und in den Garten hinab. Das Zimmer war mit seegrünem Seidenstoffe, in welchen goldene Sterne eingewirkt waren, tapeziert, dunkelgrüne schwere damastene Vorhänge vor Fenster- und Balkonthüren, neben feingestickten weißen Mullgardinen machten es möglich, dem Zimmer jeden Grad

der Helligkeit zu geben. Die Möbeln waren Rococo, die Fauteuils mit grünseidenem Stoff, in welchen bunte Blumenbouquets eingewirkt waren, bezogen. Aber welch malerisches Chaos auf Tischen, Stühlen und Sofas!

Da war kein Sitz leer, hier lag eine angefangene Aquarellzeichnung, dort ein aus dem Musiksalon mit herübergebrachtes Notenheft, ein aufgeschlagenes Album hier, ein Dutzend verschiedener Bücher aus der Bibliothek waren zum Theil auf dem Fußboden herumgeschleudert, wenn sie das Interesse der Leserin nicht mehr hatten fesseln können. Angefangene Stickereien, halbvollendete Briefe, Bleistiftzeichnungen, Schmuckgegenstände, Manschetten, alles wüst durcheinander. Wenn es im Köpfchen der Herrin ebenso wie in diesem Zimmer aussah, wenn sie so sehr im Gegensatze zu der Ordnungsliebe des Vaters lebte, so konnte das Familienverhältniß schwerlich ein glückliches sein. Daß die schöne Eva unbeständig, launisch, veränderlich sei, ließ sich bei dem Anblicke ihres Zimmers nicht in Zweifel ziehen.

Der neugebackene Baron, das sah man aus dem ganzen Hause wie aus jedem einzelnen Zimmer, mußte ein sehr reicher Mann sein; es waren ihm von einem Juwelier für die Benutzung der untern Räume des

Hauses zu Läden große Summen geboten, ja er selbst hätte mehr àls 1000 Thaler jährlich ersparen können, wenn er das eigene Comptoir von der Königsstraße unter die Linden verlegt hätte, aber es schien ihm unfein, in seinem Privathause ein Geschäft zu treiben, er wollte da nichts von Handel und Wandel, Soll und Haben wissen. Der Baron war der jüngere Bruder des Commerzienraths; während dieser dem Vater beinahe von Kindheit auf in seinem Productengeschäft, Wollhandel und Korneinkäufen, wie im Negocengeschäfte behülflich gewesen und wenig Sinn für Erlernung fremder Sprachen zeigte, hatte jener französisch, holländisch, englisch mit Leichtigkeit erlernt, war einige Jahre in Amsterdam auf einem großen Comptoir, dann über fünf Jahre in London gewesen, wo er sich ganz nach seinem Principal, einem angesehenen Bankier, gebildet und englisches Wesen angenommen hatte.

Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt es ihn in Heustedt nur wenige Wochen, er begründete mit dem Vermögen, das er von der Mutter ererbt, und dem, was ihm der Vater vorläufig gab, ein Geschäft in Berlin. Da er seine Sache verstand, ordentlich und solid war, vorläufig nur auf Erwerb ausging, erwarb er sich in kurzer Zeit guten Ruf an der Börse und hatte das Glück, daß sich die schwarzlockige Tochter

eines Inhabers von Millionen, die liebesbedürftige Judith Meyer, in ihn verliebte. Er erheirathete mit ihr das Haus unter den Linden und lebte lange Jahre glücklich mit derselben, nur bei dem Heranwachsen der Kinder ergaben sich Unebenheiten in der Ehe. Die Mutter war es, welche von frühester Jugend an die Neigungen des Sohnes auf die bunten Uniformen lenkte, indem sie ihn schon als kleinen Knaben mit einer Husarenuniform beschenkte und immer mit ihm von dem freien schönen Leben eines Offiziers sprach, das Bankgeschäft als etwas nicht Gentlemanlikes darstellend. Dann hatte der Sohn früh, ehe er die deutsche Sprache richtig verstand und das Französische mühsam erlernte, ein Pferd geschenkt bekommen und Reitunterricht erhalten. Als Gymnasiast schon pflog er mit Cavalerieoffizieren Umgang und tractirte dieselben mit Hülfe der Goldfüchse, die ihm die Mutter heimlich zusteckte; der Vater konnte ihn auf dem Comptoir nicht gebrauchen, er verstand weder zu rechnen, noch hatte er Sinn für Staatspapiere, Actien, Curse.

Die Tochter ärgerte den Vater durch ihr unordentliches, flüchtiges Wesen, und er zankte mit der Mutter, daß sie Eva nicht zur Ordnung und Beständigkeit gewöhnen könne. Aber Judith war schwach gegen die Kinder, gegen ihr Ebenbild erst recht schwach.

Hirschsohn war schon ein gemachter Mann, ehe sein Schwiegervater verstarb und der Tochter ein Vermögen hinterließ, das man auf mehr als eine Million anschlug; seitdem rechnete man ihn auf der Börse zu den Sternen dritter Größe, aber in gewisser Beziehung war und blieb er Börsenkönig. Es gab auf der ganzen Börse keinen schweigsamern Mann als unsern Hirschsohn, er sprach selten auch nur ein Wort. Er saß steif und stumm an seinem Platze in der alten Börse neben dem Dom im Lustgarten, klemmte dann und wann das Lorgnon zwischen seine Augen und betrachtete sich das Gewühl. Es drängte sich eine Masse Agenten, Makler, Anfänger im Geschäft regelmäßig um seinen Platz und überhäuften ihn entweder mit Anerbietungen oder wollten kaufen. Er fertigte sie mit Augenblinzeln oder Schütteln mit dem Kopfe ab; machte man ihm aber ein annehmliches Gebot, so nickte er, zog das Notizbuch aus der Tasche und merkte sich den Verkauf. Wollte er im Laufe der Börse kaufen, so winkte er mit den Augen einen der immer bereit stehenden Agenten herbei, riß ein Blatt aus dem Notizbuche und notirte seinen Auftrag kurz und bündig. Entfernte sich dann der Agent zu einem andern Platze, um einen Verkäufer aufzusuchen, so konnte man sicher sein, daß ein Dutzend Judenjünglinge dem Agenten

folgten und zu erforschen suchten, zu welchem Curse Hirschsohn kaufe. Ein solcher Kauf hob für das betreffende Papier den Curs sofort in der Börsenmeinung um ein halbes Procent, denn man traute dem Schweigsamen mehr als gewöhnlichen Börseninstinct und Verbindungen mit auswärts zu. Es kamen damals noch nicht wie heute die Curse von London, Paris, Wien, Frankfurt gleichzeitig durch Telegramm auf die Börse.

Nach dem Tode des Schwiegervaters heirathete sein Schwager eine Freifrau von so und so und wurde in den Adelstand erhoben. Hirschsohn haßte diesen Schwager, weil er von ihm bei der Erbtheilung hintergangen war oder sich hintergangen glaubte, und er, der bis dahin kaum einen andern Gedanken gehabt hatte, als wie er sein Geld vermehre, dachte nun unaufhörlich an Standeserhöhung, Rang, Verbindung mit hohen Personen.

So war das Jahr 1848 gekommen. Als es anfing in Italien unruhig zu werden, verwandelte Hirschsohn noch zur rechten Zeit seine sämmtlichen Métalliques in englische Consols und entäußerte sich auch sonst aller zweifelhaften Papiere. So konnte er, als die Sündflut gekommen war, einem der jüngern Prinzen mit größern Vorschüssen aushelfen, der Bank

sich gefällig erzeigen. Der Vermittler bei dem ersten Geschäfte war ein Major Graf von Bruckheim, ein armer Edelmann ohne Vermögen. Dieser vermittelte auch die vom Uebertritt zum Christenthume abhängig gemachte Baronisirung und hielt dann um die Hand der schönen Eva an, die, ohne lange zu zaudern, einwilligte, Gräfin und Frau des stattlichen Ulanenmajors zu werden.

Eva war ein wunderliches Kind, von rascher Empfänglichkeit und Auffassung, aber ebenso schnellem Ueberdruß an dem soeben mit Enthusiasmus Unternommenen, ein Kind ohne Ruhe und Rast. Eva, die Jungfrau, hatte alle Fehler des Kindes beibehalten, nur mit dem Lack der Convenienz und Bildung überkleistert. Sie konnte in wenig Minuten traurig und lustig, sentimental und fromm und wieder frivol und Freidenkerin sein.

Wenn wir in dem Boudoir der jungen Dame uns unter den auf Tischen und Stühlen umherliegenden Skizzen und Zeichnungen umsehen, so werden wir den Versuch desselben Bildes in mehrern Anfängen, in Kreide, Federzeichnung, Sepia und Silberstift finden. Man sieht in einer Straße eine Barrikade, neben der mehrere Verwundete liegen, auf der Barrikade steht ein Jüngling mit langflatternden Locken in der linken

Hand die schwarz-roth-goldene Fahne, in der rechten den Säbel. Die Cavalerie, welche einen Angriff gemacht hat, aber zurückgeschlagen ist, zieht sich im Hintergrunde der Straße in Unordnung zurück.

Es war das eine Scene aus der Wirklichkeit, die Eva selbst erlebt hatte. Sie war am 18. März 1848 mittags in der Friedrichsstadt, als man Barrikaden zu bauen anfing. Vergeblich hatte sie versucht, von der Behrenstraße durch die Kleine Mauerstraße unter die Linden zu gelangen, sie mußte umkehren und den Durchgang durch die Friedrichsstraße suchen; hier war aber, wo sich diese nach den Linden zu verengt, nahe der Behrenstraße eben jene Barrikade erbaut, die sie mehrfach skizzirt hatte. Eva trat gerade aus der Behren- in die Friedrichsstraße, als ein Angriff der Dragoner abgeschlagen wurde, — der junge Mann auf der Barrikade kam ihr vor wie ein Held — ja es mußte außerdem ein Dichter sein, denn als er sie über die Erhöhung hinweghob, sah er sie mit seinen großen blauen Augen so schwärmerisch, so poetisch an, wie das noch nie ein Mensch gethan hatte.

Der Jüngling schwebte darauf wochenlang vor ihrer Phantasie, sie fing hundertmal an, ihn zu zeichnen. Aber er war seit dem 18. März verschwunden, war er gefallen, war er gefangen oder verwundet? War

er entflohen? Wie sollte sie ihn finden? Sie kannte weder Namen noch Stand. Sie war nach dem Friedrichshain hinausgefahren und hatte unter den Gräbern gesucht, sie hatte Erkundigungen nach dem Namen des Unbekannten angestellt und anstellen lassen, aber niemand, der in der Umgegend des Orts der Begegnung wohnte, kannte den Muthigen. Die einen sagten, es sei ein Student, die andern, es sei ein Maler gewesen. Ein Interesse, das sie länger als vier Wochen fesselte, hatte das junge Mädchen noch nicht gehabt; als der Mai kam, wurden die Bilder und Skizzen, bis auf ein paar der bestgelungenen, zerrissen, das Denken an den unbekannten Helden hörte auf. Bald darauf trat die schmeichelnde Vorstellung, Baronesse, Gräfin zu werden, an der Seite eines schönen Offiziers in der Oper und dem Schauspielhause zu erscheinen, dem Hofe vorgestellt zu werden, im Weißen Saale mit weißer Atlasrobe zu erscheinen, im Thiergarten neben dem Gemahl einen Spazierritt zu machen, von allen Jüdinnen beneidet zu sein, der Schwägerin Freifrau es an Pracht und Herrlichkeit zuvorzuthun, an die Stelle aller andern Phantasien.

Jetzt, Anfang October, war das Wetter schon wieder umgeschlagen, der Ulanenoffizier und Graf war ihr etwas Altes, Gewohntes, Abgethanes; er hatte

keinen Reiz mehr für sie, sie zeigte sich kalt und launisch gegen ihn. Hatte sie doch ihren Helden wiedergesehen, als sie jüngst über den Gensdarmenmarkt fuhr, wo sich Volkshaufen vor dem Schauspielhause gesammelt hatten, um den Ausgang der Abgeordneten aus dem Concertsaale zu erwarten. Da hatte der Fahnenträger auf der Treppe des Schauspielhauses gestanden und zum Volke geredet, das ihm Beifall zujauchzte. Was er geredet, konnte sie nicht verstehen; sie fragte danach nichts, ihr war es genug zu wissen, daß er nicht todt, nicht gefangen, nicht verwundet war. Ihr Ideal war ein Held des Volks, ein Demokrat — Eva wurde Demokratin und vertrat dem Bräutigam wie dem Vater gegenüber die Rechte des Volks, schwärmte für Ruge, D'Ester, Waldeck und die Helden der äußersten Linken, und suchte die Barrikadenscene wieder hervor, um sie endlich wenigstens einmal zu vollenden. — —

So war das Haus, das waren die Menschen, die Sidoniens Ankunft erwarteten, und die Zeit, in welcher diese Ankunft erwartet wurde, war die ungünstigste, die sich denken läßt. Nicht daß das Wetter schlecht gewesen wäre, vielmehr war nach Mitte October noch ein schöner Nachsommer eingetreten, aber die Geister waren wie von Aequinoctialstürmen gejagt. In Wien war alles außer Rand und Band, die Anarchie, der

Bürgerkrieg war eingezogen, die Stadt belagert; in Berlin war es unheimlich, der Sturm wollte losbrechen. Die Majorität der Versammlung im Concertsaale hatte das „von Gottes Gnaden“ bei dem Titel des Königs gestrichen; der König hatte der ihm zum Geburtstage gratulirenden Deputation, die er freundlichst empfing, unter anderm gesagt: „Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, wir besitzen noch eine angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden, welche mit voller Macht ausgestattet ist.“

Das war der Demokratie zu viel; man stachelte die Massen, hetzte die Arbeiter auf, es kam zwischen Arbeitern und Bürgerwehr zum blutigen Kampfe.

Zwei Tage vor diesem Kampfe kehrte der Commerzienrath mit Frau und Tochter bei seinem Bruder, dem Baron, unter den Linden ein; als nun nach jenem Zusammenstoße die Leichen der Arbeiter in den Straßen herumgetragen wurden und am Abend in der Alten Jakobsstraße von neuem eine Barrikade aufgerichtet wurde, vor der es abermals zum Kampfe kam, und von beiden Seiten Todte blieben, fand es der Commerzienrath nicht mehr geheuer in Berlin, er reiste nach Heustedt zurück, während Frau Bettina mit Sidonie zurückblieb.

Wien war erobert, an demselben Tage, an dem die demokratischen Clubs und der Mob Berlins es versuchten, die Constituirende Versammlung in Berlin zu zwingen, den Wienern zu Hülfe zu eilen. Eva hatte anspannen lassen, sie hoffte, ihren Fahnenschwinger wiederzufinden, die Tante und Cousine aus Heustedt waren neugierig, sie hatten noch keine berliner Volksversammlung gesehen. Als man aber aus der Jägerstraße über den Gensdarmenmarkt fahren wollte, fing man an das Wagniß zu bereuen, die Menschenmasse wurde immer größer und dichter, die Art der Menschen nach Anzug und Physiognomie immer abschreckender; wahre Bassermann'sche Gestalten tauchten neben dem Wagen auf und grinsten zähnefletschend durch die Spiegelscheiben der mit der Baronenkrone gezierten Equipage.

Als diese im langsamen Schritt so weit vorgefahren war, daß man die Freitreppe des Schauspielhauses und den jetzigen Schillerplatz übersehen konnte, wurde das Gedränge so groß, daß der Kutscher anhalten mußte. Bettina und Sidonie schwebten in tausend Aengsten und verwünschten ihre Neugierde. Eva hatte nur Augen für die Freitreppe, da war ihr Barrikadenheld wieder, die schwarzumflorte schwarz-roth-goldene Fahne in der Hand; neben ihm stand der wohlbekannte

große, fette, rothumbartete Volksredner Held und redete mit seiner Riesenlunge und Feuerzunge zu der tobenden Menge, Gehör bittend für ein Mitglied der Deputation des Arbeitervereins aus Wien, welcher die Hülfe der Berliner für die von den Kroaten bedrängte Kaiserstadt erbitten wollte. Karbe, Ottensosser und andere Lieblinge der souveränen Menge standen zur Rechten. Einige Radicale aus der constituirenden Versammlung, D'Ester und andere, hielten sich mehr im Hintergrunde, gleichsam, als schämten sie sich der Gemeinschaft mit den vorn auf der Freitreppe Stehenden. Von dem, was Held sprach, konnte man im Wagen nichts verstehen, bei jedem Schlagworte aber erscholl ein Hurrah oder Bravo, das die Fenster des Schauspielhauses erschütterte. Die Rede war zu Ende, das Volk kam in Bewegung, es sehnte sich nach „Thaten", zu welchen der Redner aufgefordert hatte.

„Hier ist Gelegenheit!" schrie ein kleiner schiefer Kerl und schlug mit einem dicken Prügel in die Fenster der Equipage, sodaß Eva, welche dem Fenster am nächsten saß und nach ihrem Ideal mit dem schwarz-roth-goldenen Banner starrte, von Glassplittern überschüttet wurde und mehrere Wunden ins Gesicht bekam, „hier ist Aristokratenbrut, hängt sie!"

Eine Abtheilung Bürgerwehr, die neben der Frei-

treppe stand, da, wo an Markttagen Strohmatten, Holzwaaren u. dgl. zum Verkaufe ausgestellt zu sein pflegen, versuchte nach der Equipage vorzudringen. Allein die Menge warf sich nun gegen sie, dadurch bekamen die Pferde etwas Luft.

Als das Proletariat nach Westen drängte, sah der Kutscher von seinem hohen Bocke, daß die Räume vor ihm nach der Markgrafenstraße zu von unbewaffneten Maschinenbauern eingenommen waren, unter denen er seinen Bruder, einen Cyklopen von hervorragender Größe und vielem Einfluß bei den Genossen, erkannte. Er rief diesem zu und bat um Platz, gleichzeitig ließ er die Pferde anspringen und beseitigte dadurch noch ein paar Dutzend Proletarier, welche den Wagen von den Maschinenbauern trennten. Letztere theilten sich und ließen den Durchpaß nach der Markgrafenstraße frei; waren sie doch überhaupt nur erschienen, um, wo nöthig, eine Art Vermittlerrolle zwischen Bürger=garde und Arbeitern zu spielen.

Die Insassen des Wagens athmeten erst auf, als dieser um die Hedwigskirche und neben dem Opernhause den Linden zufuhr.

Es kann nicht die Aufgabe unserer Erzählung sein, die sich überstürzenden Ereignisse der nächsten Tage und Wochen zu schildern, aber wir müssen sie kurz

andeuten, um zu motiviren, daß der Zweck, um dessen willen Sidonie nach Berlin gekommen war, in jenen Tagen keine Aussicht hatte erfüllt zu werden. Der Tag, von dem wir sprachen, war der 31. October, ein Dienstag, — die Constituirende hatte an diesem Tage unter Zustimmung Pfuel's den Adel wie die Orden und Ehrenzeichen abgeschafft; — man hielt einen Demokratencongreß ab, in dem man in Fractur sprach; in der Abendsitzung der Constituirenden, die bis zur Nacht dauerte, wurde die Unterstützung Wiens durch Vermittelung der selbst machtlosen Centralgewalt beschlossen, — für Waldeck gab es damals kein Deutschland ohne Oesterreich; am 1. November gab von Pfuel den Vorsitz im Cabinet und das Portefeuille des Krieges auf, der König nahm das an und berief den Grafen Brandenburg zur Bildung eines neuen Ministeriums; am folgenden Tage beschloß die Constituirende eine Deputation von fünfundzwanzig Mitgliedern an den in Sansfouci weilenden König und eine Adresse mit der Bitte um ein volksthümliches Ministerium. Der Minister „der bewaffneten Reaction" suchte Zuflucht in Jung's Wohnung, der diesen Namen erfand. — Bei der Audienz am 3. November spricht Jacoby, sich die Rolle des Präsidenten anmaßend, zum Könige: „Es ist das Unglück der Könige (und die Ursache

ihres Falles?), daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Die Hoffnungen auf ein Ministerium Rodbertus, von Unruh, Harkort, von Berg erweisen sich vergeblich. Am 6. November geht Bassermann als Reichscommissar nach Berlin. — Am 9. wird Robert Blum in Wien standrechtlich erschossen. Die Constituirende wird vertagt und nach Brandenburg verlegt.

Die Majorität erklärt sich für permanent. Die Linke erklärt in Aufrufen an das Volk das Vaterland in Gefahr, die Rechte scheidet aus.

Am 10. November rückt Wrangel mit zwanzigtausend Mann in Berlin ein; Truppen besetzen in der Nacht den Concertsaal. Den folgenden Tag setzt die Linke unter dem Präsidenten von Unruh ihre Sitzungen im Hotel-de-Russie, nachmittags im Schützenhause fort.

Man fürchtet in Berlin jeden Angenblick den Ausbruch eines neuen Barrikadenkampfes. Die Bürgerwehr wird aufgelöst. Am 12. November: Berlin wird in Belagerungszustand erklärt; 13. November: der Rest der Constituirenden Versammlung erklärt das Ministerium des Hochverraths schuldig und wird aus dem Schützenhause durch Wrangel vertrieben — „gegen Demokraten helfen nur Soldaten“; constituirt sich am folgenden Tage noch einmal im Hotel Milenz und

decretirt die Steuerverweigerung; 20. November: die Nationalversammlung in Frankfurt erklärt diese für ungültig; 28. November: die Constituirende Versammlung in Brandenburg wird eröffnet.

Zweites Kapitel.

Geld und Laune.

Es ist eine Annehmlichkeit großer Städte, daß man inmitten des rauschenden Lärms, den jede Stunde bringt, unbeachtet, von keiner Neugier und Zudringlichkeit behelligt, für sich sein kann. Man schaut das Drängen und Jagen an wie das schäumende Spiel der Wogen vom festen Standorte am Gestade. Aber man muß Dichter oder Philosoph sein, wenn man in Tagen, wo Gesellschaft und Staat, Besitz und Gesetz in ihren Fugen erschüttert werden, seine Seelenruhe bewahren will.

Unsere Freundinnen fanden sich nicht in solcher Fassung. Wahrlich, das war keine Zeit, um in den Lehren der christlichen Religion nach den Deutungen von Schleiermacher's Gefühlsglauben unterrichtet zu werden, die politischen Ereignisse überwogen jedes andere Interesse, nur das Eva's für ihren Barrikaden-

helden nicht. Sie hatte am Tage nach jenem Ereignisse alle Zeitungen und Flugblätter kaufen lassen, welche durch die fliegenden Buchhändler feilgeboten wurden, und glücklich herausgefunden, daß ihr gegenwärtiges Ideal der Maler, Novellist und lyrische Dichter Zur Linde sei. Umgekehrt hatte die Durchfuhr der Hirsch-stein'schen Equipage natürlich Aufsehen erregt; einer der Berichterstatter in einem Flugblatte wollte sogar genau bemerkt haben, daß die Tochter des Millionärs mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit die Männer auf der Freitreppe des Schauspielhauses beobachtet hatte. Zur Linde, der Novellist, hatte die Dame, der er im März über den Straßenwall geholfen, nicht vergessen. Als er das Flugblatt las, sagte ihm ein inneres Gefühl des eigenen Selbstwerthes, daß seine Person es gewesen sei, welche die Aufmerksamkeit der Insassin des Wagens auf sich gezogen habe, und seine combinirende Dichter-phantasie brachte die Barrikadenüberschreiterin und die Dame im Wagen in Zusammenhang.

Infolge dessen strengte er sein Portemonnaie an, sich ein Paar Glacéhandschuhe zu kaufen, bürstete sei-nen fadenscheinigeu Rock nach, ordnete den Calabreser, gab den Locken mit Kamm und Bürste einen kühnen Schwung und begann zwischen der Schadowstraße und dem Palais des Königs von Hannover zu promeniren.

Schöne Seelen begegnen sich; Eva saß vor dem Fenster im großen Salon, eine Stickerei zu Weihnachten für den Vater in den Händen, aber sie arbeitete nicht, sie sah sich die auf der Straße Wandelnden durch das Spiegelglas vor dem Fenster an. Als der Dichter zum zweiten male die Straße passirte, öffnete sie das Fenster und ließ einen Veilchenstrauß fallen, den der Kunstgärtner am Morgen beim Wechseln der Blumen auf der Flur, in den Zimmern und in der Veranda ihr als das Neueste vom Jahre verehrt hatte. Der erröthende Jüngling blickte in die Höhe, drückte den Strauß an seine Lippen und barg ihn dann am Herzen, er fühlte sich über alle Beschreibung glücklich, die Tochter des Millionärs liebte ihn.

Diese erhielt fortan täglich ein Sonett, das ihre Schönheit besang, sie mit allen Göttinnen, mit den Grazien und was sonst verglich. Während die Mutter sich frisiren ließ und Toilette machte, Tante Bettina und Sidonie sich in den Fremdenzimmern, eine Etage höher, beschäftigten, erwartete Eva im Visitensalon die Fensterparade des Malers, warf ihm auch wol ein Kußhändchen zu, wenn sie sich unbemerkt von der Straße aus glaubte. So stieg das Liebesfeuer des Jünglings von Tag zu Tag, er drang auf ein Rendezvous und erhielt endlich ein solches bei dem Flora=

platze des Thiergartens zugesagt. Es war im Anfang December ebenso ruhig in Berlin als vier Wochen vorher unruhig, die Constituirende Versammlung sollte am 1. December im brandenburger Dome zusammentreten, und selbst die Linke wie die Partei von Unruh und von Rodbertus war nach Brandenburg abgereist. Außer am Morgen, Mittag und Abend, wenn die Arbeiter an ihr Tagewerk gingen, sah man in den Straßen wenige Menschen außer Soldaten. Obgleich die Läden der Leipziger und Friedrichsstraße schon anfingen sich für das herannahende Weihnachtsfest zu schmücken, blieb niemand vor den Läden stehen. Die Straßendemokratie war verschwunden, selten sah man noch einen fliegenden Buchhändler mit der neuesten Nachricht von Brandenburg und dem Gerüchte, König Friedrich Wilhelm IV. wolle zu Gunsten des Prinzen Wilhelm die Krone niederlegen oder dergleichen.

Es war kein Wetter, im Thiergarten zu promeniren, die Alleen waren aufgeweicht, die Fußwege unpassirbar. Als Baron Hirschstein sich eines Mittags nach der Börse fahren ließ, schlich sein Töchterlein bald hinterher in Pelze gehüllt und dicht verschleiert nach dem Pariser Platze zu, rief eine Droschke an und befahl, nach dem Goldfischteiche zu fahren. Hier stieg sie aus und gebot dem Droschkenkutscher zu warten.

Um das Rondel des Floraplatzes war schon seit einer halben Stunde ein Herr gegangen, in dem wir den Maler mit der schwarz=roth=goldenen Fahne nicht erkannt haben würden. Zur Linde hatte sich von seinem Schneider auf Grund einer in naher Aussicht stehenden reichen Heirath von Kopf bis zu Fuß neu kleiden lassen und war in einen Pelz gehüllt; der Calabreser hatte einem Cylinder weichen müssen, erwartungsvoll umkreiste er den Floraplatz, als gelte es, die neuen Gummiüberschuhe auszutreten. Der Wald war kahl, man konnte bis zur Bellevuestraße die Floraallee hinuntersehen, wie nach der andern Seite bis zum Hauptwege nach Charlottenburg. In dieser wie in der andern Allee war kein Mensch, kein Wagen zu erblicken, es war lautlos still, nur dann und wann hörte man, daß ein Omnibus nach Charlottenburg fuhr oder von dort kam; endlich trat die Ersehnte von Osten her in das Rondel und sank in die Arme des Geliebten. Ob Liebesbetheuerungen, Schwüre ewiger Treue und was sonst bei solchen Scenen vorzukommen pflegt, gewechselt wurden, darüber können wir nichts berichten. Das Paar umschritt zwei oder dreimal die Rundung, dann trennte es sich, Eva eilte zu ihrer Droschke, der Maler wartete im Hauptwege einen Omnibus ab. Es war der Winter nicht angethan zu

Rendezvous im Freien, man verabredete einen Tag, wo man sich morgens bei Giovanoli in der Conditorei treffen wolle und dort Gelegenheit fände, vielleicht einige Minuten ungestört zu plaudern und weitere Verabredungen zu treffen.

Der Maler hatte als Novellist sich die Entwickelung seines Romans ganz einfach zurechtgelegt: Entführung, Zorn des Vaters, Thränen und Sehnsucht der Mutter, Heirath in Paris oder London, Versöhnung, der Schwiegersohn bezieht mit der Gattin die zweite Etage des Hauses unter den Linden, die Fremdenzimmer werden eine Treppe höher hinangelegt, man lebt herrlich und in Freuden und ist bemüht, ein berühmter Maler zu werden. Die Straßendemokratie kannte Zur Linde schon heute, da er den Cylinder auf hatte, nicht mehr; das waren überwundene Zustände, die mit Flor umhüllte schwarz-roth-goldene Fahne stand in der Schlafkammer hinter seinem Bette.

Der Bräutigam Eva's, der Graf Bruckheim, lag während des Octobers und bis Wrangel in Berlin einrückte, in Potsdam im Quartier, er ließ sich von dort aus die Woche ein- oder zweimal in dem Hause unter den Linden sehen, da er strengen Dienst hatte, und seine Braut ihm, wenn er ihr seine Aufmerksamkeit widmete, kalt, launisch, zuweilen geradezu unartig

begegnete. Graf Bruckheim ignorirte das, er sah in Eva ein Kind, das dereinst als seine Frau schon an Gehorsam gewöhnt werden sollte, er unterhielt sich mit dem Schwiegerpapa, der mit ihm ein Feind der Herrschsucht der Constituirenden Versammlung war und deren Auflösung je eher je lieber hoffte, oder er wendete seine Aufmerksamkeit der Frau Bettina zu, die, ich weiß nicht durch welche kosmetischen Mittel oder welche Nachhülfe der Toilette, sich verjüngt hatte und in alter Schönheit strahlte.

Als Wrangel in Berlin eingerückt war, kam der Graf häufiger, er führte die Damen in die Oper, in das Schauspielhaus, in Concerte und Matinées, immer mehr um Frau Bettina als um die Braut oder die Schwiegermutter bekümmert; Bettina ließ ihr ganzes Wissen und Können vor dem Grafen glänzen, sie war in seinen Augen die gebildetste Dame, die er bisjetzt kennen gelernt hatte.

So nahte die Weihnachtszeit; die Correspondenz Sidoniens und Bruno's hatte unterdessen längst Mäßigung erfahren, dieser schrieb die Woche höchstens einmal, jene zweimal, auch der Ton der beiderseitigen Briefe war nicht mehr der alte überschwengliche, voll von glutathmenden Liebes= und Treueversicherungen. War es allein die prosaisch=politische Zeit, wo jeder

Tag seine neuen Sorgen und Kämpfe brachte, jeder Kampf in der Paulskirche zu neuer Erbitterung führte, welche die Tändeleien der beiden Liebenden mäßigte, oder war die Liebe wirklich schon im Erkalten?

Wenn die Briefe Paulinens an Sidonie Wahrheit enthalten hätten, so wäre Bruno's Liebe zu Sidonie allerdings erstorben gewesen oder im schnellen Erlöschen begriffen; aber Pauline gönnte der Stiefschwester den einst Geliebten nicht und war außerdem nicht gut auf denselben zu sprechen, weil sie sich von ihm vernachlässigt sah. Während Hermann Baumgarten nach Wien verreist war, hatte Bruno auf Einladung eine Soirée des Reichsverwesers in Begleitung seiner beiden Schützlinge besucht; Veronica, die Mutter und Tochter, hatten dort gesungen und die Anwesenden entzückt, sodaß die Zeitungen in den nächsten Tagen sich nach englischer Weise ausführlich mit den ersten Gesellschaftsabenden des Erzherzogs beschäftigten.

Später, als Hermann mit seinem Sohne und der Baronin Heloise Berrò nach Frankfurt zurückgekehrt war, erfolgte eine zweite Einladung, welche letztere einschloß; allein diese war zu stolz, zu dem Balle des Reichsverwesers zu gehen, während ihr Mann als General in der Rebellenarmee kämpfte und ihre Güter von Kroaten geplündert wurden, und so ging der

Onkel nebst Gemahlin und Tochter, begleitet von dem Neffen.

Die Presse, selbst die österreichisch gefärbte, hatte keine Einladungen zu diesen Gesellschaften des Reichsverwesers erhalten, und Dr. Behrend war deshalb schon nicht gut auf die einzelnen Eingeladenen zu sprechen, auch glaubte er in Bruno den Correspondenten eines süddeutschen Blattes entdeckt zu haben, der ihn und sein Blatt nicht selten geiselte. Das war freilich nicht der Fall; der Verdacht genügte aber, eine Erkältung hervorzurufen, und da Bruno bei dem Oheim bessere Gesellschaft fand als bei Behrend, so stockte der Umgang.

Bruno's alte Leidenschaft zu der schönen Heloise war freilich nicht wieder erwacht, sie war die Frau eines andern, den sie liebte und verehrte, sodaß sie für alle stillen und lauten Huldigungen, die ihr in Frankfurt dargebracht wurden, keinen Sinn hatte. Allein er konnte nicht umhin, die beiden Frauengestalten miteinander zu vergleichen und bei dieser Vergleichung trat das Bild der Zukünftigen in Schatten.

Die Baronin Verrò, jetzt dreiunddreißig Jahre alt, war eine stolze junonische Schönheit, sie hatte von der Mutter das ernste Wesen und das große schwarze Auge geerbt, von dem Vater die hohe denkende Stirn,

des Diadems würdig. Aber wenn der Sonnenschein eines Lächelns über das meist kalte Gesicht zog und zwei liebliche Grübchen auf der vollen Wange hervorrief, dann nahm das Antlitz einen so eigenthümlichen Reiz an, daß jeder bezaubert wurde. Alles, was Heloise that, kam aus ihrem innersten Wesen und war in voller Uebereinstimmung mit diesem, immer überlegt, ruhig, gemessen, würdevoll.

Sidonie dagegen war eine Quecksilbernatur — ihre Gestalt war klein, aber voll, ihr Thun und Reden lebhaft und aufschäumend, ihre Gefühlsaufregungen heftig und wechselnd. Das Ueberspringen von Leidenschaft zur Resignation, von dieser wieder zur hingebungsvollsten Liebe, hatte etwas Anziehendes. Sie konnte erregt werden von dem, was sie gerade las, von einem Gedicht, einem Roman. Sie war unendlich leicht bestimmbar, lachte und vergoß Thränen in wenigen Minuten. Sie war Heloisen gegenüber ein unselbständiges Wesen. Wie es kam, daß gerade dieses bewegliche, nie ruhende Wesen, das Bruno so oft entzückt hatte, ihm nicht mehr gefiel, daß er Sidonie ernster, gemessener, ruhiger, Heloisen ähnlicher wünschte?

Die beiden Veronicas, die Mutter wie die Tochter, hatten sich gerade durch das Sprudelnde, Lebendige des jungen Mädchens angezogen gefühlt, vielleicht weil

beide ruhige und ernste Charaktere waren, er selbst war indeß auch ein ernster Charakter geworden, er fühlte das täglich mehr, warum zog ihn diese eidechsen=artige Seite Sidoniens nicht mehr an wie früher?

Sie erschien ihm im Traume als Luciane in den „Wahlverwandtschaften", welche in dem mütterlichen Hause alles auf den Kopf stellte. Als sie nach Ber=lin abgereist war, ergriff ihn die größte Sehnsucht, ihr dahin zu folgen; jetzt, da die Weihnachtstage nahten und die Reise angetreten werden sollte, war diese Sehnsucht gar nicht mehr so lebhaft.

Währenddessen saßen Bettina und ihre Tochter in ihrem Boudoir und schauten auf die kahlen Linden Berlins herab; der Friseur ließ sie heute ungebührlich warten, und heute gerade wollte Graf Bruckheim die Damen ins Museum führen, da der Tag hell und heiter war.

„Ein sehr netter Mann, der Graf", sagte die Mutter, „ich begreife nicht, was Evchen gegen ihn hat, warum sie ihn so unartig behandelt?"

„Sie ist ein ungezogenes Kind", erwiderte die Tochter, „sie weiß nicht, was sie will, und will jeden Tag etwas anderes."

„Ich wollte", sagte Frau Bettina und seufzte tief auf, „ich brauchte nicht wieder nach Heustedt, ich

könnte hier bleiben. Hier merkt man erst, was Leben heißt, hier hat man doch etwas für sein Geld. Ach Sidonie, ich möchte, du könntest eine solche Partie machen, wie die Eva! so einen Grafen zum Schwiegersohne zu haben, das wäre zu himmlisch! Kannst du dir deinen Advocaten nicht aus dem Sinne schlagen? Du könntest hier zehn bessere Partien finden! Wie schön wäre es, wenn du dich hier verheirathest und ich könnte bei dir leben! Hannover ist doch klein und unbedeutend gegen Berlin, und nun gar Heustedt! Ich schaudere, wenn ich an das Nest denke, und weiß nicht, wie ich es aushalten soll, wieder dort zu leben und nichts zu sehen und zu hören als von Woll- und Kornpreisen!"

Die Tochter seufzte auch: „Bruno hat mir gesagt und geschrieben, daß er nicht daran denke, seinen Wohnsitz wieder in Heustedt zu nehmen, er will bei der bevorstehenden Organisation der Gerichte nach Hannover übersiedeln, und dort, liebe Mama, läßt es sich schon leben, wie du mir selbst zu tausend malen gesagt hast. Du wirst bei deiner Tochter immer eine liebevolle Aufnahme finden und ich hoffe, du wirst recht oft und recht lange in Hannover bei uns sein. «Uns?» Ist es aber schon so weit? Ich weiß nicht, seine Briefe kommen mir so nüchtern, so kühl vor·

Da fehlt jedes schwärmerische Liebeswort, und mit welchem Gleichmuthe hat er es aufgenommen, daß ich den Religionsunterricht noch nicht begonnen."

Die Ankunft des Friseurs unterbrach das Gespräch, es kam auch die Kammerzofe der Hausfrau, um bei der Toilette behülflich zu sein. Kaum war diese beendigt, als der Graf sich melden ließ. Eva entschuldigte sich mit Migräne, — sie könne heute nichts ansehen und sich nicht sehen lassen, sagte sie. So fuhr man ohne die Eigenwillige, die sich, sobald auch der Vater das Haus verlassen hatte, zum Conditor schlich, um mit dem Maler Liebesworte und Liebesblicke zu tauschen.

In dem ägyptischen Saale des Museums traf man einen alten Bekannten, den Baron Franz, welcher die juristische mit der diplomatischen Carrière vertauscht hatte und der hannoverischen Gesandtschaft als Attaché beigegeben war. Der junge Mann hatte den Grafen schon bei einem Hoffeste gesehen, so war die Bekanntschaft bald vermittelt. Baron Franz fühlte sich in Berlin vereinsamt, er hatte wenigstens noch kein weibliches Wesen gefunden, das ihn anzog, und ohne „Verhältniß" konnte er nun einmal nicht leben. Er fand Sidonie schöner als vor ein paar Jahren, sie war geistig und körperlich ausgebildeter, und so

begann er denn sofort, ihr seine Huldigungen darzubringen.

Die Mutter, die von jeder neuen vornehmen Bekanntschaft entzückt war, lud ihn natürlich zu den Abenden im Hause des Schwagers, und Baron Franz verfehlte nicht sich einzustellen. Sidonie nahm hier die Aufmerksamkeit des jungen Attaché günstiger auf als einst in Heustedt, vielleicht wollte sie nach Mädchenweise ihre Cousine ärgern, vielleicht nur zeigen, daß sie kein Kind mehr sei. Sie ließ die dunkeln Augen freilich nicht so auf ihm haften wie auf Bruno, aber zuweilen streifte doch ein heißer Blick die verliebt auf sie gehefteten Augen des Barons.

Sie war, als sie sich in Bruno verliebte, ein bloßes Kind gewesen; daß sie zu Madame Dudevant lief, war eine Kinderei; daß sie Bruno ihre Tagebuchsblätter gegeben, war auch eine Thorheit gewesen, deren sie sich jetzt schämte. Wäre es wahr, daß jener in die schöne Ungarin verliebt sei, wie Paulinchen schrieb, so hatte sie jetzt Gelegenheit, sich an ihm zu rächen. Sie brauchte den Baron Franz nur noch ein wenig entgegenkommender zu behandeln.

In diesen Betrachtungen erging sie sich, als die Weihnachtstage vor der Thür waren. Ihr Onkel hatte der Mutter offen erklärt, daß er die Partie, Sidonien

an einen unbedeutenden Advocaten in einer Provinzial-stadt zu verheirathen, für kein Geschäft halte, daß er aber niemals in die Familienangelegenheiten seines Bruders sich mische, und die Mutter, welche sich all-nächtlich das Glück ausmalte, das ihrer Tochter an der Seite des Barons Franz erblühen würde mit dem Aufenthalte in Berlin, war so indiscret gewesen, der Tochter jene Aeußeruug zu hinterbringen.

Ob der Baron je an eine Heirath mit Sidonie gedacht hatte? Schwerlich, soweit wir ihn kennen. Er hatte eine Schmetterlingsnatur, die von einer Blume zur andern flatterte und naschte, soviel sie konnte. Aber Bettina fand in Berlin ihr Paradies und be-schäftigte sich täglich mehr mit dem Gedanken, wie es zu machen sei, daselbst ihren Wohnsitz zu nehmen. Und doch war ihr Berlin ein sehr theueres Paradies. Die Aufmerksamkeiten, die ihr Graf Bruckheim erwies, waren nicht ganz uneigennütziger Natur. Derselbe war durch Jockeyklub, Spiel, Pferde, Champagner in seinen Vermögensverhältnissen ärger zerüttet, als man ahnte. Er wurde namentlich zu der Zeit vor Weih-nachten von Wechselgläubigern stark bedrängt. Nun hatte er zwar, als er um Eva's Hand anhielt, dem Vater derselben offenbart, daß er verschuldet sei, doch hielt er es nicht für angemessen, vor der Hoch-

zeit den Schwiegerpapa anzugehen. Dagegen hatte er sich in einer Stunde, da Bettina sich bewogen fand, ihre große Seele vor ihm auszubreiten, dieser offenbart, und sie hatte ihm sofort ein Darlehn angeboten.

Frau Hirschsohn hatte nämlich ein eigenes kleines Vermögen, das zufällig in österreichischen Métalliques angelegt war. Sie hatte diese mit nach Frankfurt genommen, um sie dort umzusetzen, allein der Curs war zu niedrig gewesen, und Behrend hatte den österreichischen Finanzen eine reiche Zukunft vorhergesagt, da die Quellen des Kaiserstaats unerschöpflich seien.

Der Graf nahm die Métalliques zu dem Curse, den sie vor dem 14. März gehabt hatten, Bettina machte ihn sich verbindlich und zugleich ein gutes Geschäft, denn der künftige Schwiegersohn des Millionenschwagers war ihr sicher.

So waren die Tage vor dem Christfeste gekommen. Trotz des Belagerungszustandes wurde es wieder lebhafter in Berlin, die Zahl der Fremden mehrte sich, die Weihnachtsmärkte bauten sich an den gewohnten Orten auf, die Straßenjugend belustigte sich mit Waldteufeln und andern lärmmachenden Instrumenten; die Läden kramten ihren schönsten Schmuck aus und die englische Gascompagnie machte gute Geschäfte, den Stoff

zur Erleuchtung aller der Herrlichkeiten, die in den Läden zur Schau ausgestellt waren, zu liefern.

Im Hause des Barons Hirschstein unter den Linden wurde zum ersten mal ein christlicher Weihnachtsbaum angezündet und reiche Geschenke lagen in dem Salon für alle auf besondern Tischchen ausgebreitet. Auch der neue Hausfreund, Baron Franz, war nicht vergessen, wie er selbst sich durch den Bedienten die Blumenbouquets für die Damen besorgen ließ, Camellien und Veilchen. Nur der für Sidonie bestimmte Strauß trug in der Mitte weißer von Veilchen umgebener Camellien zwei reizende Rosenknospen.

Als Sidonie auf diese Rosenknospen einen Kuß drückte und dem Geber mit erröthendem Gesicht Dank sagte, fühlte die Mutter, welche ihre Tochter scharf beobachtete, eine Befriedigung durch ihr Inneres wehen. Sie ahnte, daß das Bild des Abwesenden durch den Gegenwärtigen verdrängt sei; das war aber auch die höchste Zeit, denn Bruno hatte geschrieben, daß er am Tage vor dem Feste abreisen werde.

Eins der unerwartetsten Geschenke brachte die Stadtpost aus dem Hause unter den Linden in den vierten Stock eines Hauses in der Neuen Jakobsstraße zu dem Maler Zur Linde.

„Mein Leben!“ — schrieb Eva — „ich sende Dir

hier alles, was ich besitze — mein mir von der Großmutter vermachtes Vermögen, tausend Pfund Sterling in Consols. Reise in den ersten Tagen nach dem Feste über Hamburg nach London, suche die Adresse, die ich ausgeschnitten beilege, und erwarte mich dort. Vater reist in denselben Tagen nach Leipzig, dann werde ich Gelegenheit finden zu fliehen und zu Dir zu kommen, um mich nie wieder von Dir zu trennen. Das beiliegende Taschenbuch habe ich selbst gestickt. Morgen Abend in der Oper! Deine Eva."

Das verliebte Kind hatte von der Großmutter eine Rente von dreißig Pfund Sterling als Legat erhalten und war auf das freie Verfügungsrecht, das ihr die Großmutter gegeben, so eifersüchtig, daß sie schon von ihrem dreizehnten Jahre an die Consols im eigenen Verwahrsam führte, die Coupons selbst abschnitt und im Comptoir des Vaters in der Königsstraße versilberte.

Die königliche Familie feierte Weihnachten in Charlottenburg, dahin war auch der Vorgesetzte des Grafen Bruckheim befohlen, dieser hatte die Braut, Aeltern, und die beiden Heustedterinnen wie den Baron Franz nach Potsdam geladen. Franz machte abermals Fortschritte in der Gunst Sidoniens, die es nicht begreifen konnte, wie sie nicht schon in Heustedt entdeckt habe,

daß Baron Franz doch viel liebenswürdiger als Bruno Baumann sei.

Am zweiten Tage wurde die „Hochzeit des Figaro" im Opernhause gegeben, ein berühmter Gast aus Dresden war gekommen, und das Haus schon vor dem Feste ausverkauft; der Bankier bot dem Baron in seiner Loge einen Platz. Die Tochter hatte sich mit der Mutter an die Brüstung gesetzt, um besser zu sehen und gesehen zu werden, Bettina und ihr Schwager nahmen die Plätze dahinter ein, Sidonie und Franz saßen zu hinterst. Sidonie sah in der neuen mit feinem Pelz verbrämten Sammtrobe und der weißen Kaschmirmantille darüber allerliebst aus und hörte die Complimente, die ihr der Nachbar über ihren bon goût machte, mit Wohlgefallen. Eva ließ das Opernglas im Parterre herumschweifen, sie suchte den Geliebten. Aber vergebens; der Maler, der in dem Taschenbuche einen Hundertthalerschein gefunden, hatte es vorgezogen, in Gesellschaft anderer Freunde und Freundinnen ein Vorstadttheater zu besuchen und seiner Gesellschaft ein Abschiedssouper zu geben.

Der Vorhang war gefallen, die Zuhörer hatten Zeit, sich einander anzusehen, zu mustern, zu kritisiren, Médisancen über Nachbarinnen zu flüstern, unbekannte Schönheiten aufzusuchen, Confect zu naschen oder in

dem Foyer zu spazieren. Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit des Hauses auf die Loge des russischen Gesandten gerichtet, welcher erst jetzt mit mehrern Herren eintrat. Nicht der Gesandte selbst war es, der die Aufmerksamkeit auf sich zog, sondern ein junger Begleiter desselben, in reicher kleidsamer, neugriechischer Tracht, mit Sternen und Orden auf der Brust. Der junge Mann war aber ein solches Ideal von männlicher Schönheit, daß er in der Tracht eines Bettlers Aufsehen erregt haben würde.

Eva's Augenglas richtete sich seit der Erscheinung des Griechen nicht mehr auf die Bühne, sie sah weder den Grafen noch die Gräfin Almaviva, hörte weder Susanne noch Figaro, sie hatte nur Augen für den Mann in der Loge des russischen Gesandten, und diese Augen wurden so angestrengt, daß alle übrigen Sinne wirksam zu sein aufhörten.

Was war ihr Barrikadenheld gegen diesen Götterjüngling?

Selten war unter tausend und mehr Frauen das Urtheil über Mannesschönheit so übereinstimmend wie heute; wäre jede Frau im Opernhause ein weiblicher Paris gewesen und hätte unter den anwesenden Männern den Schönsten wählen sollen, alle hätten den Apfel dem Griechen gegeben. Auch Sidonie war von

der Schönheit des Mannes entzückt; ihre Neugierde, wer der Fremde sei, war so groß, daß sie ihren Nachbar im nächsten Zwischenacte veranlaßte, in den Foyer zu gehen und sich nach Namen und Stand zu erkundigen. Baron Franz fing schon an eifersüchtig zu werden, aber sie lohnte seine Dienste durch einen ihrer Glutblicke und gab das Versprechen, den ganzen Abend das Glas nicht wieder auf die Loge des russischen Gesandten zu richten. „Es ist der Fürst Y.", sagte der Baron, „der Zar, unzufrieden mit der vom Grafen Brandenburg octroyirten zu liberalen Verfassung, schickt ihn, damit er den Berlinerinnen die Köpfe verwirre, und so das Ministerium und der Hof, die den ihren verloren, ihn vielleicht wiederfinden."

In der That war es der Sohn unsers Don Juan mit der Schmarre, der die ungewöhnliche Aufregung in der Frauenwelt hervorbrachte. Kein Herz schlug aber so stürmisch als das Eva's; das war das Ideal, von dem sie seit ihrer Jugend geträumt, der Maler war nur Phantom, sein Bild war aus ihrer Seele verlöscht, sie dachte nicht mehr an die Flucht nach England, mochte er ihre Consols behalten, wenn nur der Grieche in Berlin blieb.

Die Hausfrau hatte den Baron Franz gebeten, nach der Oper eine Tasse Thee bei ihr einzunehmen.

Man saß in dem Salon, den wir im Anfange des Kapitels beschrieben; das Feuer im Kamin knitterte nach englischem Geschmacke, es war abends in diesem Raume viel gemüthlicher als am Tage. Der Baron Hirschsohn aß nach englischer Sitte jeden Abend sein geröstetes Brötchen und einige weiche Eier dazu, trank seine Tasse Thee und begab sich dann, es mochte Besuch bei seiner Frau sein oder nicht, in sein Arbeitszimmer zurück, wo er englische und französische Zeitungen las und eine Havana rauchte.

Als der Hausherr sich zurückgezogen hatte, wurden Eis und Torten, Apfelsinen und anderes Naschwerk, wie es das Weihnachtsfest mit sich bringt, aufgetragen und der in Eis stehende Champagner entkorkt. Frau Bettina war eine große Freundin von diesem Getränke, sie behauptete, er mache sie wieder jung, und sie wußte die Gesellschaft zu reizen, sodaß die Damen mehr tranken, als sie gewohnt waren.

Während die Frau des Hauses davon müde wurde und einzunicken anfing, wurde Bettina gesprächig, obgleich niemand auf das, was sie sagte, achtete; denn von den jungen Damen saß die eine in Gedanken an den Griechen versunken, die andere schien es sich vorgenommen zu haben, noch heute dem Baron Franz das Geständniß seiner Liebe zu entlocken. Sie erzählte

ihm, wie sie gleich nach Neujahr bei dem Propst den Unterricht in der christlichen Religion anfangen und in vier Wochen Christin sein werde. Der Baron lobte diesen Entschluß, ergriff ihre kleine Hand, führte sie an seine Lippen und murmelte etwas von dem Glücklichen, der durch sie dereinst in den Himmel erhoben werde. Es war eine an das Alberne streifende Phrase; Sidonie legte sie zu ihrem Vortheile aus und ließ die volle Gewalt ihrer Augen auf den Diplomaten einstürmen. Wären sie unter sich gewesen, so hätte sich Sidonie, wie sie es beabsichtigt hatte, unter dem Vorwande von Kopfweh einige Minuten früher in eins der Boudoirs, die an den Salon grenzten, zurückgezogen, Baron Franz wäre zu ihren Füßen gesunken und hätte gefleht, daß diese kleine Hand ihn in den Himmel — natürlich in den Ehehimmel, dachte Sidonie, während Baron Franz vielleicht nur an ein Liebesparadies mit süßen Huris dachte — heben möge. So aber fühlte er sich von der Mutter beobachtet und das kühlte ihn ab. Nun erhob sich auch Eva aus ihrem träumerischen Zustande, sprang aus dem Fauteuil, in dessen Polster sie versunken gewesen war, starrte wie eine Schlaftrunkene um sich, als ob sie sich besinnen müßte, wo sie wäre, und sagte dann: „Ich muß den Vater sprechen“, und schlüpfte unter der Sammtportière,

diese hinter sich zuziehend, in das Arbeitszimmer des Vaters.

Dieser las das Lob der neuoctroyirten Verfassung und des Ministeriums Brandenburg in den „Times“, es war noch nie vorgekommen, daß seine Tochter am Abend zu ihm in das Arbeitscabinet getreten war, alle Hausgenossen wußten, daß er sich hier nicht stören ließ. Der Baron nahm das Lorgnon auf die Nase und starrte die Kommende verwundert an. Diese fiel zu seinen Füßen: „Vater, ich muß dir ein Herzensgeheimniß offenbaren.“

„Bin kein Freund von Geheimnissen, am wenigsten von Herzensgeheimnissen“, sagte der Baron finster, legte das große Blatt auf den Tisch und schob der Tochter die Chaiselongue, die zu seiner Rechten stand, zu, „da setze dich und erzähle.“

Sie setzte sich und sagte unter Thränen: „Vater, ich liebe den Grafen Bruckheim nicht, ich kann ihn nicht heirathen!“

„Zu spät! Das hättest du früher sagen sollen!“

„Vater, ich liebe einen andern, ich liebe den Fürsten Y. seit heute Abend unsaglich, ihn oder niemand.“

„Soll ich etwa hingehen zur russischen Gesandtschaft, ich, Baron Hirschstein, und soll sagen, meine Tochter, die Eva, liebt den Fürsten Y. und würde ihm

geben die Hand und ihm mitbringen eine Million? Ist nicht! wird nichts!"

„Vater, dann werde ich gehen in ein Kloster, um mein Leben lang denken zu können an den schönen Mann."

„Geh in ein Kloster, ich kann dich dann um so eher enterben. Wirst dich aber besinnen und heirathen den Grafen Bruckheim und überstrahlen an Glanz und Ansehen meine Schwägerin, die Freifrau, Du wirst rächen an der Freifrau dein Vaterleben und Mutter."

„Vater, ich kann ihn nicht lieben, den Grafen, ich hasse ihn; um der Heirath zu entgehen, wollte ich fliehen mit einem jungen Helden, einem Dichter und Maler, nach England, und habe ihm schon gegeben meine Consols."

Der Baron hatte bisher ruhig in seinem höchst bequem gepolsterten Lehnstuhle gesessen, den Klemmer hatte er längst von der Nase fallen lassen, er hatte in seiner Ehe gelernt, wie man Frauen behandeln müsse, und nun gar ein solches launisches Kind, wie Eva, der wollen wir die Liebesmarotten aus dem Kopfe treiben, dachte er.

Jetzt sprang er auf, die Ruhe war gewichen, die Würde, in die er sein Wesen hüllte, war dahin, sein Gesicht nahm die Züge seines Großvaters Moses Hirsch

an, wenn er sich ärgerte, und, sich an den Lieblingsschwur des Großvaters erinnernd und die innere jüdische Natur hervorkehrend, sagte er: „Was hast du weggegeben? Die Consols hast du weggegeben, die du geerbt von der Großmutter! Was muß ich hören, bist reif zum Irrenhause!

„Bei den Lichten auf dem Grabe meiner Mutter, mußt du wiederschaffen die Consols, ich werde lassen verhaften den Dieb noch heute, sage, wie heißt der Dieb, wo wohnt der Dieb?

„Beruhige dich, Väterchen“, sagte Eva einschmeichelnd, „er ist seit heute mein Ideal nicht mehr, ich werde ihm nicht nach England folgen, wohin er schon abgereist ist, aber ich werde ihm schreiben und er wird die Consols zurückschicken, er wird nur meinen Verlust bedauern, nicht den Verlust der Consols.“

„Was sich das Aeffchen einbildet“, wüthete der Bankier, „wenn er fort ist nach England, wird er nicht zurückschicken die Consols, thäte es auch nicht an seiner Stelle“, und er warf sich in den Lehnstuhl, nahm das Glas wieder vor die Augen und befahl barsch: „Erzähle, beichte!“

Eva log in der Eile eine Geschichte zusammen von Lebensrettung am 18. März, Verschwundensein, Wiederfinden im October, von Glücklichgewesensein, das

Ideal gefunden zu haben, halb Wahrheit, halb Dichtung, sie vermied Zur Linde's Namen zu nennen, behauptete vielmehr, Namen und Wohnung des Ideals nicht zu kennen.

Der Vater fixirte sie, allein sie wußte sich wie jede Evastochter zu verstellen.

„Kannst zu Bett gehen, hier hinaus", er öffnete die in die Flur mündende Thür. Der Bankier zündete dann die beiden Wachskerzen an, die auf dem Stehpult standen, langte aus dem eisernen Schranke ein großes Buch hervor, legte es auf das Pult, schlug darin nach und machte einige Notizen in sein Taschenbuch.

Dann, nachdem das Buch in den eisernen Schrank zurückgelegt und dieser verschlossen war, schrieb er zwei Briefe, versiegelte sie und gab sie einem Diener mit dem Auftrage, sie in den Briefkasten des nächsten Postbureau, bei Strafe in keinen andern zu bringen.

Währenddessen war im Salon die Hausfrau aus ihrem Schläfchen erwacht und fragte nach dem Verbleiben der Tochter — hörte erstaunt, daß sie in das Arbeitszimmer des Vaters gegangen. Baron Franz ergriff diese Gelegenheit, sich zu empfehlen — die Kammerjungfer stellte sich der Frau Commerzienräthin und Tochter zu Befehl, die nach oben gingen. Sidonie

sah ernsthaft aus; dachte sie daran, daß in diesem Augenblicke Bruno schon in Berlin angekommen sei und wahrscheinlich in ihrer Nähe weile, oder dachte sie an die Eroberung des Barons?!

Drittes Kapitel.

Enttäuschung.

Die schöne Nachdenkliche hatte Zeit, mit ihrem Herzen zu Rathe zu gehen. Wären nur Mädchenherzen nicht so leicht sich selber ein Räthsel!

Frankfurt war in jenen Tagen noch nicht in directer Verbindung mit Berlin; Bruno mußte erst mit dem Dampfschiffe nach Köln fahren, um die Bahn nach Berlin zu erreichen; so war er während dieser Vorgänge auf einer der letzten Stationen vor Berlin erkältet, durchfrostet, übel gestimmt angekommen. Er kam sich seit einiger Zeit als ein anderer Mensch vor. Wo war jenes frische, offene, von Idealen getragene Jünglingsherz geblieben, mit dem er in das Jahr 1848 eingetreten war? Warum war er so unzufrieden mit sich selbst wie mit dem Laufe der politischen Dinge? Wurmte es ihn doch, daß er es nicht über sich ver=

mocht hatte, sich zu der revolutionären Tagesphrase emporzuschwingen, daß er kein Redner war, weder auf der Tribüne der Paulskirche noch in den Clubs, oder tröstete ihn das Wort Detmold's, daß das sein Stolz sein müsse? Es fehlte ihm jede Herzensfreudigkeit, jede Sehnsucht nach Sidonie. Er fragte sich unterwegs, ob er sie geliebt haben würde, wenn sie ihm nicht das „O wärest du mein eigen!" entgegengesungen hätte? Er kam auf Gedanken, die ihm bisher fern gelegen hatten.

War es angezeigt für ihn, in einer so bewegten Zeit wie die gegenwärtige, wo er entschlossen war, seinen Wohnsitz zu wechseln, wo er in Hannover erst daran arbeiten mußte, sich eine neue Wirksamkeit zu erwerben, zu heirathen? — Er hatte bei der Verschreibung, die er bei der Verlobung des Doctors Behrend machte, und bei spätern Verheirathungen jüdischer Frauen, wo er als Notar zugezogen war, erlebt, daß man über die Mitgift der Braut mäkelte und handelte. Er hatte an den Geldpunkt noch nicht gedacht, und es war ihm widerlich, über diese Angelegenheit mit dem Commerzienrath sprechen und verhandeln zu müssen. Kurz, die unbehagliche körperliche Stimmung bemächtigte sich auch des Geistes, und Bruno kam, zerschlagen an allen Gliedern und abgespannt, spät abends in

Berlin an, während die Braut eben aus der Oper nach Hause fuhr. Er kannte die Stadt nicht und hatte von einem Mitreisenden das Lindenhotel sich als Gasthof zweiten Ranges empfehlen lassen, wohin ihn eine Droschke führte.

Eine vor Ueberreizung halb schlaflose Nacht ließ ihn am andern Morgen mit Kopfschmerz erwachen. Er befand sich nicht in einer Bräutigamstimmung, das Frühstück wollte ihm nicht schmecken, Zeitungen gab es des Festtags wegen nicht, er studirte den Plan von Berlin und las in einem Fremdenführer.

Ob eine Stadt uns gefällt, ob wir uns in derselben wohnlich fühlen, das hängt sehr von dem ersten Eindruck ab, den sie auf uns macht, und dieser ist meist wieder bedingt durch Wind und Wetter, Regen oder Sonnenschein. Selbst Salzburg, Heidelberg, Prag würden an einem so stürmischen Wintertage, wie es der zweite Weihnachtstag des Jahres 1848 war, nichts Anziehendes gehabt haben. Das Berlin, welches Bruno von seinem Fenster aus sah, war nicht festtäglich angethan. Ein scharfer Nordwest trieb über die Straßen schmuzige Schneeflocken, die sich in Naß auflösten, wenn sie den Boden berührten. Man sah, wie die wenigen Wanderer Mühe hatten, Hut und Schirm vor dem Winde zu wahren. Männer und

Frauen waren in Paletots und Mäntel gehüllt, die armen Droschkenpferde wurden zum Galop angetrieben, Jeder eilte, unter Dach und Fach zu kommen, man hatte es im Zimmer am besten.

Bruno hatte vom Kellner erfahren, daß das Haus des Barons Hirschstein nicht weit entfernt sei, und als gegen Mittag vom Schlosse her Parademusik erscholl, machte er sich auf, Sidonie zu besuchen. Die breite Straße bot dem Westwinde freien Spielraum, die Granitplatten waren zum Fallen glatt, Schnee und Regen beschlugen die Brille, doch war das Haus gefunden. Erst als er auf dem Marmor der Hausflur stand und das Resultat der an die Frau Commerzienräthin abgeschickten Karte erwartete, die Brille abgewischt, die Handschuhe fester gezogen hatte, fiel ihm ein, daß er für ein so vornehmes Haus wol gewähltere Toilette hätte machen sollen. Er hatte freilich einen feinen schwarzen Anzug an, aber keinen Frack, keine weißen Handschuhe, vor allem keinen Cylinder. Er haßte diese Hutform und trug, wie zwei Drittel seiner Collegen in der Paulskirche, den grauen Calabreser. Vielleicht hatte ihn der Blick, welchen der Bediente auf diesen Calabreser und auf den grauen mit Schnüren zusammengehaltenen Paletot warf, erst aufmerksam gemacht auf seinen Anzug, jedenfalls wußte er nicht,

daß diese Hutform in Berlin zu der verdächtigsten Gattung gehörte.

Werfen wir einen Blick auf die Fremdenzimmer. Als gestern Abend die Kammerzofe die Commerzienräthin und ihre Tochter verlassen hatte, fragte erstere: „Hat er sich erklärt, Sidonie?“

Diese warf der Mutter einen bösen Blick zu: „Wie konnte er das, wenn du uns beständig im Auge hieltest. Konntest du dir, nachdem Eva fortgegangen und die Baronin schlief, nicht etwas im Boudoir zu thun machen, damit wir einige Augenblicke ungestört wären?“

Damit wünschte sie der Mutter Gute Nacht.

Bettina schlief nicht viel in dieser Nacht, es gingen ihr so viele Plane im Kopfe herum, vor allem ängstigte sie der Gedanke, nun bald wieder in Heustedt an der Seite des Gemahls leben zu müssen.

Diese Frau hatte ihr Leben lang nur Einen Mittelpunkt gehabt, um den sich ihr ganzes Thun und Lassen drehte, das war das eigene Ich. Eitelkeit und die Sucht zu glänzen waren von jeher die innern Triebfedern ihres Handelns gewesen. Literatur und Kunst, ihre ganze Schöngeisterei hatten nicht ein wirkliches Geistesbedürfniß befriedigt, sie waren nur Mittel gewesen, sich interessanter zu machen, sich vor ihren

Freundinnen hervorzuthun, die Aufmerksamkeit der Männer, die ihr Haus besuchten, auf sich zu ziehen. Bettina war nicht damit zufrieden, von der Natur durch Schönheit ausgezeichnet zu sein, sie wollte auch durch Geist glänzen.

Als das alles mit ihrer Verheirathung aufhörte, als die Eifersucht des Mannes sie den geselligen Kreisen entzog, als sie zur Einsamkeit verdammt war, da hatte sie freilich im Lesen ihren Trost gesucht, aber die Classiker und die neuern Dichter, die sie „studirte“, wie sie sagte, las sie doch nur zum Schein, ein gewöhnlicher Roman aus der Leihbibliothek der Residenz befriedigte sie vollkommen; sie las jedoch solche Bücher nur in der Heimlichkeit des Schlafgemachs, sie schämte sich vor der Stieftochter, und als Sidonie heranwuchs, vor dieser.

Als Bruno nach Heustedt verschlagen war, hatte sie alles angestrengt, ihn anzuziehen, sie verstand es, geistreich zu scheinen. Sie hoffte, wenn die älteste Tochter verheirathet sein würde, freiere Hand zu bekommen, und als der Commerzienrathstitel und die Aufnahme in die erste Gesellschaft ihr geglückt waren, da fühlte sie sich eine Zeit lang glücklich. Sie hatte alles erreicht, was zu erreichen war, sie glänzte in den Damenthees, sie galt als schöne, geistreiche Frau, ja ein

Assessor hatte sie die Rahel genannt. Die Tochter freilich wuchs ihr zu schnell heran, und ihre eigenen Triumphe wurden unterbrochen durch die abermalige Niederkunft, welche ihrer Schönheit so großen Abbruch that. Damals war ihr der Gedanke gekommen, fortan durch die Tochter zu glänzen, sie hatte sich der Zuneigung, die sie selbst eine Zeit lang für den jungen Doctor gefühlt, entschlagen zu Gunsten des Kindes, das sie glücklich und geliebt sehen wollte. In den engen Gesichtskreisen, in denen sie in Heustedt lebte, war der Ruf, den Bruno als Literat und als Politiker genoß, seine Wahl zum Deputirten und Mitgliede des Parlaments ihr als etwas Großes erschienen, sie hatte dazu beigetragen, Sidoniens Phantasie wieder mit Bruno's Bilde zu erfüllen, sie hoffte durch einen solchen Schwiegersohn zu glänzen.

In Frankfurt freilich kam sie zu der Erkenntniß, daß sich Bruno vor den Hunderten seiner Collegen nicht auszeichne, daß ein Raveaux, Ludwig Simon, ein Dichter wie Moritz Hartmann, ganz andere Persönlichkeiten seien, daß man in Frankfurt wenigstens mit jenem nicht viel Staat mache. Die Verwandten des Advocaten, Veronica die Mutter und Veronica die Tochter, misfielen ihr, weil sie vornehmer und ihr an wahrhaft innerer Bildung überlegen waren.

Sie tadelte seitdem jeden Tag bald dies, bald jenes an Bruno's Thun und Lassen. In Berlin im Hause des Barons Hirschstein ging ihr nun erst ein Leben auf, wie sie es gewünscht hatte, und seit dem gestrigen Abend dachte sie an nichts, als wie sich Sidoniens Verhältniß zu Bruno zerreißen und ein neues mit Baron Franz anknüpfen lasse. Jener, fand sie jetzt, paßte nicht zu Sidonie, er war doch nur Pedant und unbedeutend dazu. Er hatte sich nur zweimal in der Paulskirche vernehmen lassen, aber weder seine Collegen noch die Galerien hatten ihm Bravo! zugerufen. Sidonie war zu gut für ihn. An Gründen, die ihren Haß entschuldigten, fehlte es ihr nicht, ja der Umstand, daß Bruno ihr Entgegenkommen verschmäht, vielleicht sogar Pauline, später Sidonie ihr vorgezogen, machte sich wieder geltend, obgleich das längst verziehen war.

Auch die Tochter hatte schlecht geschlafen. Hätte sich Franz am gestrigen Abend erklärt, so war sie entschieden, heute mit Bruno zu brechen. Das war nicht geschehen. Erfuhr aber der Baron jetzt, daß sie heimlich mit Bruno versprochen sei, und er mußte es erfahren, daß sie gerade um dessentwillen den Gedanken, Christin zu werden, gefaßt hatte, so mußte er mit seinen Aufmerksamkeiten gegen sie aufhören, und

wie würde er das Kokettiren mit ihm gedeutet haben? —

Man war etwa um zehn Uhr aufgestanden — das Wetter war abscheulich, der Schnee klatschte an die Doppelfenster und verdunkelte das Zimmer. Fanny, die Kammerzofe der Baronin, erschien und erbot sich, bei der Toilette behülflich zu sein, Fräulein Eva sei unwohl und werde das Bett nicht verlassen, die Baronin leide an Migräne und wolle im Négligé bleiben, keinen Besuch annehmen; der Friseur werde sogleich erscheinen.

So begab man sich an das wichtigste Morgengeschäft der Damen.

Als dieses beendet war, die Chocolade genossen, fing Sidonie, die gleichfalls misgestimmt schien, in einem Modejournale zu blättern an. Bettina setzt sich ans Fenster und schaute auf die Linden.

Nach einer längern Pause sagte die Mutter: „Es wird gut sein, wenn du den Doctor etwas kühl empfängst und ihn nicht, wie in Frankfurt, mit Liebkosungen überhäufst. Es soll mich wundern, ob er dem Baron gefällt, die Sache selbst gefällt diesem nicht, « ist kein Geschäft », sagte er mir.“

„Ich werde wol wissen, wie ich mich zu benehmen habe“, erwiderte Sidonie, „und bedarf deiner Rath-

schläge nicht. Vergiß nicht, daß du es im Mai warst, die meine schon in Asche begrabene Jugend — — nun, du weißt ja, wie Heine sagt, von neuem anfachte, daß ich die Tollheit beging, mich ihm von neuem an den Hals zu werfen. Jetzt wird es zur Umkehr zu spät sein."

Ein reichbetreßter Bediente trat ein und übereichte eine Visitenkarte: „Ein komischer Mensch, bebartet wie ein Wühler, mit grauem Schnürenpaletot und grauem Calabreser, wünscht der Frau Commerzienräthin und Tochter seine Aufwartung zu machen."

„Führe ihn herauf", sagte die Commerzienräthin, Sidonie erblaßte.

Bruno stieg die Marmortreppe empor. Der Bediente nahm ihm Paletot, Hut und Schirm ab und führte ihn in das Zimmer der Damen.

Hier empfingen ihn die Damen in großer Toilette, Sidonie in der Sammtrobe von gestern, die Mutter in schwarzem Atlas. Jene hatte statt der Flechten an beiden Wangen eine neumodige steife Frisur, die zu ihrem quirlenden Wesen wenig paßte. Der Empfang war mehr höflich als herzlich. Sidonie flog ihm nicht um den Hals, wie sie das in Frankfurt gethan, sondern reichte ihm nur die Hand zum Kuß — Frau Bettina musterte seinen Anzug vom Kopfe bis zum

Fuße. Sidonie hatte Bruno in Frankfurt, wenn sie unter sich waren oder im engern Familienkreise, Du genannt; heute, wo nur die Mutter gegenwärtig war, sagte sie: „Herr Doctor!“ Dieses steife und kalte Wesen paßte durchaus nicht zu der Lacertennatur des jungen Mädchens. Man erkundigte sich nach seiner Reise, beklagte das schlechte Wetter und wunderte sich über sein Hôtel garni, das man nicht einmal dem Namen nach kennen wollte.

Als er sich nach der Frau vom Hause erkundigte und fragte, ob er derselben vorgestellt werden könne, sah ihn Sidonie verwundert an und sagte: „Aber doch wol nicht so, Herr Doctor?“ — und die Mutter belehrte ihn in einem Tone, den er bis dahin nicht von ihr vernommen: daß man in Berlin Damen nie anders als im Frack und weißen Glacéhandschuhen vorgestellt zu werden pflege, daß man in Berlin nur Bummler und Wühler mit Calabreserhüten gehen sehe, und der Bediente daher schon Anstand genommen habe, seine Visitenkarte heraufzubringen. Er müsse bedenken, daß man nicht in Heustedt sei, und daß ihr Schwager nur mit den feinsten Leuten verkehre.

Der Belehrte erwiderte etwas piquirt: „Ich habe bei dem Einpacken an andere Dinge gedacht und weiß nicht einmal, ob ich den Frack eingepackt habe!“

„Aber, lieber Herr Doctor, wenn Sie Ihren Freund, den Baron Franz, der jetzt als Attaché bei der hannoverischen Gesandtschaft ist und gestern mit uns im Opernhause war, fragen wollten“, sagte die Commerzienräthin gereizt, „so wird der Ihnen sagen, daß es gegen allen Anstand ist, selbst uns in diesem Anzuge aufzuwarten.“

Bruno sprang auf, empfahl sich kurz, hüllte sich in seinen Paletot, zog den Calabreser fest auf den Kopf und eilte die Treppe hinab, als hätte er ein Verbrechen begangen. Das mochte auch wol der Portier denken, der ihn herabkommen sah, denn er öffnete die Hausthür nicht, sondern bereitete sich vor, auf den ersten Ruf von oben den Dieb zu fassen, denn für nichts mehr und nichts weniger hielt er den Mann. Erst als dieser gewaltsam an der Portierglocke schellte, ließ er die Thür aufspringen.

Bruno rannte statt links nach rechts und sah erst, als er durch die Propyläen des Brandenburger Thores gegangen und nun vor dem kahlen Thiergarten stand, daß er irregegangen. Er hatte das Brandenburger Thor oft abgebildet gesehen und geglaubt, daß es von Marmor, mindestens von Granit oder Sandstein sei; jetzt, da er zurückging und sah, wie die Tünche abfiel,

sagte er: „Berliner Schwindel!" und suchte bald-möglichst sein Hotel zu erreichen.

Hier packte er seinen Koffer nicht aus, schickte auch nicht zum Kaufmann, um Cylinder und weiße Glacé-handschuhe zu kaufen, sondern schrieb unter seine Visiten-karte die Buchstaben p. p. c., indem er seufzte: „Wie-der eine Illusion weniger", dann adressirte er dieselbe an Sidonie und übergab sie dem Kellner. Er aß ein bescheidenes Mittagsmahl und rüstete sich zur Abreise. Da aber ein Zug vor Abend nicht abfuhr, betrachtete er die Statue Friedrich's des Großen, das Opernhaus, Zeughaus, Schloß und was sonst hinter den Linden lag, besah den Gensdarmenmarkt und setzte sich dann bei Lutter und Wagner in die Ecke, wo Ludwig Devrient's und Hoffmann's Bilder hingen, um die Ab-fahrtszeit zu erwarten.

„Es ist so besser", philosophirte er, „für Menschen wie ich ist es gut allein zu sein."

Sidonie weinte bittere Thränen, als sie die Karte empfing, die sie auf immer von Bruno und damit von den schmeichelnden Träumen ihrer Jugend schied, Bettina triumphirte im stillen. — —

Viertes Kapitel.

Werthpapiere.

Zur Linde hatte, ganz abgesehen von den Consols, deren Werth er gar nicht kannte, noch niemals in seinem Leben, außer im Traume, über eine Summe von 100 Thalern auf einmal verfügen können. Der Besitz von so viel Geld verwirrte ihn förmlich. Als er den Hundertthalerschein gewechselt, zahlte er mindestens dem Schneider die Hälfte von dessen Rechnung, dann hatte er Freunde und Freundinnen zum Theater und Souper geladen, und da ging es hoch her. Der Maler und Dichter hatte zwanzig blanke Thaler in die Hosentasche gesteckt, mit denen er schon im Theater klimperte, und die nach der Vorstellung daraufgehen sollten; man aß und trank dazu französische, dann süße Ungarweine, zuletzt einige Flaschen Champagner.

Man war in dem Theater vor dem Halleschen Thore gewesen, das jetzt den Namen Callenbach'sches

Vaudeville-Theater führt, und hatte auch da in einem besonders reservirten Zimmer soupirt. Als man aufbrach, ward Zur Linde, dem als Gastgeber von allen Seiten zugetrunken war, erst inne, daß er seiner Sinne wie seiner Gehwerkzeuge nicht mehr vollkommen mächtig sei; er schrie nach einer Droschke, allein es war so spät in der Nacht, oder richtiger so früh am Morgen, daß kein Wagen mehr in der Nähe des Theaters hielt. Man hoffte, auf dem Belle-Alliance-Platze noch einen solchen anzutreffen, und so nahmen denn zwei Freunde den Schwerfälligen an die Arme und zogen ihn in die Stadt. Aber die Hoffnung, eine Droschke zu finden, war vergeblich; den Trunkenen bis zu seiner Wohnung in die Neue Jakobsstraße zu schaffen, war unmöglich. Zum Glück wohnte einer der ältern Herren der Gesellschaft in der Wilhelmsstraße, er nannte sich Intelligenzbuchhalter in der Expedition der Z. Z.'schen Zeitung, war eigentlich aber nur Annehmer und Ordner der Zeitungsannoncen und half bei der Expedition des Blattes.

Er wohnte parterre in dem Hofe und pflegte am Tage an einem großen Glasfenster zu sitzen, mit der Ueberschrift: „Annoncenbureau der Zeitung Z. Z.“

Neben dem Geschäftszimmer war sein Wohngemach mit einer kleinen ganz finstern Schlafkammer. In

diese wurde Zur Linde mit Hülfe des handfesten Theils der Gesellschaft getragen und, nachdem man ihn des Pelzes und der Stiefel entledigt, ins Bett gebracht, wo er sofort in festen Schlaf fiel. Der Intelligenzbuchhalter streckte sich auf dem Sofa seiner Wohnstube aus und bedeckte sich mit dem Pelze des Malers.

Zur gewohnten Stunde weckte ihn der Hausknecht mit der Anzeige, daß das Bureau geordnet sei und der Briefkasten geleert. Schwerfällig erhob sich der Mann der Intelligenz, braute im Bureau seinen Kaffee und seufzte, als er die Menge der Briefe und Zettel auf dem großen langen Tische bemerkte: „Was hat man doch von so zwei Festtagen? doppelte und dreifache Arbeit hinterher — was wird das morgen erst für eine Plackerei geben, wenn der erste Festtag schon eine solche Menge von Ausverkäufen, von nicht verkauften Weihnachtsstoffen enthält! Der Teufel hat die Zeitungen und seine Großmutter die Zeitungsannoncen erfunden.“

Er zündete sich dann eine lange Pfeife an, setzte den Kaffeetopf in die Ofenröhre und nahm die vollgeschenkte Tasse zu seinem Arbeitstische. Es galt eine Vorarbeit, das Ordnen der Inserate nach Rubriken, das Eintragen derselben in die Kladde. Zu ersterm Zweck hatte sich die Zeitung nach dem Muster der

„Times“ ein Rubrikenschema gebildet, es war das zwar keine logische Kategorientafel, sondern ein Fachwerk, den täglich vorkommenden Bedürfnissen entnommen, und für jede Rubrik war ein Kasten vorhanden, mit einer Inschrift; da hieß es in dem ersten Kasten mit zwei Abtheilungen: Ammen: gesucht, zu finden; dann, Wohnungen: zu vermiethen, gesucht; Köchinnen, Dienstmädchen, Mädchen für alles, tugendhafte Mädchen, Ausverkäufe, Delicatessen, Verloren, Gefunden u. s. w., genug es standen mindestens zwei Dutzend Kästen auf der langen Tafel, und der Buchhalter mußte oft aufstehen, um nach dem einen oder andern auslangen zu können. Die am meisten gesuchten Kästen standen vor ihm, sodaß er sie ohne Mühe von seinem Sitze aus erreichen konnte.

Nun brummte dem Armen noch der Kopf von gestern und wenn er gar noch an das Stück Arbeit dachte, das ihm bevorstand, in jedem Kasten die Annoncen wieder alphabetisch zu ordnen, so steigerte sich das Brummen zu Haarweh.

Indeß wurde er durch ein Geräusch in dem dunkeln Schlafgemach in seiner Arbeit gestört, er ließ das eben eröffnete Schreiben, ohne einen Blick hineingethan zu haben, auf den Tisch fallen und ging in die Kammer.

Hier war der Maler von dem durch die Stuben-

thür fallenden Lichtschein erwacht, wußte nicht, wo er war, wälzte sich im Bette herum und fiel aus diesem heraus auf ein nützliches am Boden stehendes Geschirr. Er hatte sich an einem Porzellanscherben den Kopf verletzt und schrie mörderlich. Der Buchhalter zog ihn in die ungeheizte Wohnstube — (das Heizen geschah nur nach den Bureaustunden) und von dieser in das Bureau. „Da", sagte er, „steht eine Tasse und in der Ofenröhre steht warmer Kaffee, der wird dir bekommen."

Der Dichter rieb sich die Augen, um sich zu besinnen, konnte es aber nicht zusammenbringen, dann jammerte er mit kläglicher Stimme: „Ich will keinen Kaffee, ich muß Sodawasser haben, sehr viel Sodawasser, und einen sauern Hering."

„Ich bin aber leer gebrannt", entgegnete der Buchhalter, „wenn du jedoch noch einen Brummer übrig hast, so will ich das Nöthige zu schaffen suchen. Bedenke, es ist schon nach zehn Uhr, die Kirchen sind bereits angegangen, die Läden geschlossen. Aber drüben der Delicatessenhändler ist mein guter Freund und ich kenne den Eingang von hinten."

Zur Linde suchte nach seinem Portemonnaie und zog einen Papierthaler aus demselben heraus, welchen er dem Buchhalter übergab. Dieser sagte: „Wenn du deine fünf Sinne wieder hast, so kannst du mir da

helfen, die verruchten Annoncen in die Kästen zu ordnen, damit ich Zeit gewinne, mit dir zu frühstücken. Ich werde eine Flasche echten Boonekamp of Maagbitter mitbringen, der bringt uns am ersten wieder auf den Strumpf."

Der Maler warf sich auf das Sofa, der Kopf schmerzte ihm schrecklich, er fühlte sich an allen Gliedern wie zerschlagen, die Zunge war ihm trocken und brannte wie Feuer, der Gaumen war ihm noch trockener. Der Buchhalter blieb lange aus, auch er hatte Durst und war zuerst ein paar Häuser weiter gegangen, um eine kühle Blonde zu trinken. Es hielt Zur Linde nicht mehr auf dem harten Sofa, er setzte sich an den Arbeitstisch, musterte das System der Rubrikenkästen und zog dann mechanisch die Annonce aus dem offenen Couvert, das der Buchhalter aus der Hand gelegt, als er das Geräusch in der Kammer hörte. Sein Blick fiel dabei auf das adeliche Wappen, womit das Couvert gesiegelt war, er kannte das Wappen wohl, er hatte in den letzten Monaten zahlreiche Billets bekommen, ebenso gesiegelt, ein schwarzer Fels, auf dem ein rother Hirsch steht, im goldenen Felde, die Baronenkrone darüber. Mit Spannung schlug er die Annonce auseinander und las von fester männlicher Hand mit lateinischen Buchstaben geschrieben:

„Aufforderung und Warnung.

„Derjenige junge Mann — Name und Stand sei heute aus Discretion verschwiegen — welcher aus meinem Hause in Besitz der Nr. 70233 engl. Consols über 1000 Pfund Sterling vom Jahre 1796 gesetzt ist, wird, da dies aus Irrthum geschehen ist, aufgefordert, die fraglichen englischen Consols binnen vierundzwanzig Stunden nach meinem Comptoir in der Königsstraße oder in meine Privatwohnung unter den Linden zurückzuschicken, indem angenommen werden soll, daß bei dem Empfang der Papiere auch seinerseits ein Irrthum stattgefunden habe, wie in Betreff der Gesinnung und Absicht des Gebers ein Irrthum, der sich aufgeklärt hat, stattfand.

„Sollte dies nicht geschehen, so muß angenommen werden, daß die Absicht des Empfängers auf einen Schwindel berechnet war, und es wird der Polizei und dem Criminalgerichte Anzeige gemacht werden.

„Uebrigens diene dem Empfänger zur Nachricht, daß in London die nöthigen Schritte gethan sind, die Papiere amortisiren zu lassen.

„Jedermann wird übrigens hierdurch vor Ankauf der fraglichen Nr. 70233 engl. Consols über 1000 Pfund Sterling vom Jahre 1796 gewarnt.

Baron von Hirschstein.“

Der Maler starrte das Papier, das er schon dreimal überlesen hatte, ohne es recht zu verstehen, noch an, als der Buchführer, gefolgt von einem Jungen, der zwei Körbe trug, im Bureau erschien. Er schien außer der kühlen Blonden noch andere geistige Stärkungsmittel zu sich genommen zu haben, denn er war sehr lustig und sang im tiefsten Baß:

Es naht sich der Prophet

und sagte: „Nun, alter Junge, raffe dich auf, hier sind alle Remedia, die einen katzenjämmerlichen Menschen wieder auf die Beine bringen können, sechs Flaschen Soda, eine Flasche Magenbitter, eine Flasche reinen Nordhäuser, ich habe ihn selbst schon probirt, daher ist die Flasche nicht mehr ganz voll, hier sind einige einmarinirte Heringe, hier sind Sardellen und Anchovis und hier etwas Caviar; Butter und Brot kommt nach."

Er öffnete eine Flasche Sodawasser, bespritzte, Gesicht und Kopf des wie eine Leiche auf seinem Arbeitsstuhle sitzenden Malers und stellte ein Glas des perlenden Getränks vor ihn hin, um sich selbst einen Boonekamp einzugießen. Der Maler stürzte das Glas Wasser hinunter und schien erst jetzt wieder etwas zu Sinnen zu kommen, er trank eine zweite Flasche und sagte dann: „Bruderherz, du mußt mir

schwören, das nicht zu verrathen, was ich dir jetzt vertrauen will, und mir Rath zu ertheilen."

„Du hast doch das Geld, was wir gestern verkneipten, nicht gestohlen?" sagte der Buchhalter.

„Nein, Bruderherz, bei Gott nicht", erwiderte der Maler und reichte ihm die Annonce des Barons, „da lies!" Der Buchhalter trank erst noch einmal, diesmal von dem alten Nordhäuser, um den infamen Arzneigeschmack des Boonekamp zu vertreiben, wie er sagte.

„Nun, bist du etwa der junge Mann, der die 1000 Pfund Consols empfangen hat?" fragte er dann, als er gelesen. Da inzwischen der Aufwartejunge Butter und Brot gebracht, fing er an zu frühstücken, nöthigte dem Maler ein Glas Nordhäuser als heilsam gegen die Kälte des Sodawassers auf und sagte: „Erzähle!"

„Ja, ich bin der glückliche oder unglückliche Besitzer der Consols, die Tochter des Barons selbst, die ich entführen sollte, hat sie mir zu Weihnachten geschenkt, mit diesem Taschenbuche."

Er zog das gestickte Taschenbuch heraus, nahm den Brief Eva's und gab ihn dem Freunde zu lesen, während er sich selbst über das Weißbrot und den Caviar hermachte und nun auch den Boonekamp probiren wollte, da der Nordhäuser ihm gut bekommen sei.

„Das Geld“, sagte jener, nachdem er den Brief gelesen, „es sind etwa siebentausend Thaler, bedenke das, gehört dir, mein Junge, der Baron Hirschstein soll keinen Shilling, keinen Penny davon haben“, damit sprang er auf, nahm das Couvert und die Annonce und warf beides in den Ofen und hielt die Thür desselben so lange offen, bis er sich überzeugt hatte, die Papiere seien verkohlt.

„Höre meinen Plan. Ich bin des verdammten Bureaulebens hier müde, täglich zwölf Stunden Arbeit: Ordnen der Annoncen, Eintragen, Rechnungausziehen, morgens; nachmittags: Zeitungen expediren helfen, in Bänder einschlagen; abends: die während des Tags eingegangenen Inserate ordnen, und sofern sie unleserlich geschrieben, abschreiben, damit die Setzer leichteres Werk haben, die Inserate abmessen und den Preis buchen; und für das alles dieses kalte, feuchte, dunkle Loch als Wohnung, freie Feuerung nur für das Bureau und acht Thaler wöchentlich!

„Ich hatte mindestens auf einige Louisdor Weihnachtsgabe gerechnet, der Lump von Drucker hat keinen Pfennig für mich übriggehabt!

„Wir wollen nach Amerika, Bruderherz, du zahlst die Reisekosten für mich, und was ich dem Baron Hirschstein noch sonst abpresse, auf Grund des schlechten

Versuchs, die Consols wieder einzulösen, soll mein sein. Nun sage mir vor allem, wie viel Geld hast du noch von dem Einhundertthalerscheine?"

Der Maler zählte. „Noch dreißig und einige Thaler", sagte er, „der Schneider allein hat sechsunddreißig Thaler abschläglich bezahlt bekommen, drei Thaler Hauspump, Monatsmiethe, und dann ein Abend wie gestern, das reißt ins Geld."

„Sind die zu Neujahr fälligen Coupons noch an den Consols?"

„Das weiß ich nicht, danach habe ich nicht gesehen."

„Wie viel Briefe hast du von dem Juden-Schickselchen erhalten, und hast du sie noch beisammen?"

„Es mögen zwei Dutzend sein, sie sind verwahrt wie ein Schatz."

„Nun", sagte der Buchhalter und nahm zur Abwechselung ein Glas Boonekamp, „wenn du fähig bist, gehe oder fahre nach Hause, hole mir die Briefe der Judenprinzessin und bring die Consols mit, damit ich sehe, ob die Coupons noch daran sind; wir brauchen Reisegeld. Komm sobald wie möglich wieder, aber halt, laß mir den Brief der Eva und die londoner Adresse hier."

Als der Maler gegangen war, trank der Buch-

halter eine Flasche Soda, klopfte die Pfeife aus, zündete eine neue an und calculirte: „Das Schickselchen hat dem Vater den Namen des Inhabers der Consols nicht genannt, wenn das geschehen wäre, würde er sofort zur Polizei und nicht zu einer Zeitungsannonce seine Zuflucht genommen haben. Heute erscheint in ganz Berlin keine Zeitung, die Coupons sind also in jedem Comptoir zu wechseln, welches nachmittags geöffnet ist. Der Judenbaron fürchtet die Oeffentlichkeit, man sieht es der ganzen Fassung der Annonce an, sie ist darauf angelegt, einen Gimpel in die Falle zu locken. Aber der Gimpel hat seinen Freund Jakob, und er ist mit allen Hunden gehetzt, der ist selbst Laufjunge auf dem Comptoir des Barons gewesen.

„Der Judenbaron soll die Frechheit, meinem Freunde das ihm als Bräutigam geschenkte Geld wieder abschwindeln zu wollen, büßen. Was soll er bezahlen?! Hundert, nein das nicht, zweihundert, nein dreihundert Pfund, nicht unter dreihundert Pfund! Dafür kann ich mir selbst in Amerika eine Presse kaufen und Buchdrucker werden, heidenmäßig viel Geld verdienen. Ans Werk, Jakob, aber vorher noch eine Herzstärkung!“

Dann setzte er sich, nahm Feder und Papier und schrieb:

Hamburg, 26. December 1848.

Herr Baron!

Gestern Morgen trat ich, um meinen Freunden die Anzeige zu machen, daß ich von ihnen schiede, in das Annoncenbureau der Z. Z=Zeitung. Dort sah ich zufällig eine Annonce von Ihnen, die sich offenbar auf mich bezog, und wußte mir dieselbe in Ihrem Interesse anzueignen.

Herr Baron, der Brief, mit welchem mir Baronesse Eva die Consols übermachte, lautet, wie Abschrift beiliegt. Sie sehen daraus, daß ich Eigenthümer der Papiere bin von Rechts wegen; Sie selbst sind nie Eigenthümer oder Besitzer gewesen.

Ich werde mein Eigenthum morgen oder übermorgen in London zu verwerthen wissen und verachte Ihre Drohungen. Beweisen Sie Ihr Recht an den Papieren.

Dagegen habe ich Papiere, die ich Ihnen zum Verkauf anbiete, es sind vierundzwanzig Briefe von Fräulein Tochter, Liebesbriefe, die der verlobte Bräutigam derselben — „das militärische Ungeheuer" und mit welchen liebenswürdigen Titeln der Herr Major Graf von Bruckheim sonst benannt wird — gewiß viel theuerer bezahlen würde als Sie. Allein, da Sie die Güte hatten, mich für einen Gimpel zu halten, der so dumm

sein würde, Ihnen die Consols ins Haus zurückzusenden — will ich großmüthig sein. Herr Baron, Sie sind Millionär und ein Mann von großem Einfluß — die Ehe mit Ihrer Fräulein Tochter ist mir mehr werth als 1000 Pfund Sterling Consols, und in allen vierundzwanzig Briefen hat Eva von Liebe und Treue bis zum Tode geredet, und mir auch die Ehe versprochen. Sie ist untreu geworden, ich darf Entschädigung für den Treubruch fordern. Sehen Sie, wie großmüthig ich bin, ich verkaufe Ihnen bis zum 31. December sämmtliche Briefe, den Weihnachtsbrief mitgerechnet, für die Summe von 300 Pfund Sterling, baar oder gegen Wechsel auf die Englische Bank, zu zahlen, London — Street Nr. 00.

Aber, Herr Baron, es geht mit den Briefen wie mit den Sibyllinischen Büchern, sie werden von Woche zu Woche theuerer. Ist das Geld am 31. December in meiner Wohnung, der von Fräulein Tochter zur Consummation der Ehe bestimmten, nicht gezahlt, so wird der erste Brief bis zum 8. Januar in der Z. Z.'schen oder einer andern berliner Zeitung veröffentlicht, der erste Brief ohne Namen. Die dreiundzwanzig übrigbleibenden Briefe steigen dann vom 1. bis 8. Januar zu einem Preise von 400 Pfund, in der Woche bis zum 15. auf 500 Pfund. Sie

werden statt der eigenen meine Annonce morgen in der Z. Z. lesen.

Der unbekannte Consolbesitzer.

Dann entwarf er ein Inserat mit der Aufschrift: Zu verkaufen! zog ein Quadrat und schrieb hinein:

Vierundzwanzig Liebesbriefe einer vornehmen Berlinerin bis zum 31. Decbr. in London — Street Nr. 00. zu 300 L. St. zu verkaufen, später theuerer, oder zu spät. Der unbekannte Demokrat mit der Fahne.

wickelte den Papierthaler, den er von dem Maler empfangen hatte (das Frühstück hatte er auf Pump genommen) in das Inserat und schrieb mit Rothstift an den Rand: „So groß als für beiliegenden Thaler immer möglich!“

Dann schrieb er seinem Principal, dem Buchdruckereibesitzer: eine Erbangelegenheit rufe ihn nach Altona, er müsse den Dienst als Vorstand des Anzeigenbureau aufgeben; darauf vertilgte er den Rest des Caviars und der Sardellen, ließ sich durch den dienstbaren Geist des Hauses dazu auch einige Flaschen Märzbier holen und fing an, einen kleinen Koffer zu packen.

„Minima non curat Praetor“, sagte er zu sich selbst, indem er seine Wäsche musterte und die defecten Hemden zurückwarf, ein Beweis, daß er durch eine lateinische Schule gelaufen war, vielleicht sogar ein juristisches Colleg besucht hatte, und fuhr fort: „Man muß sich nicht mit zu viel Reisegepäck beschweren, sagte mein Vater, als er mich mit zwei Hemden und drei Paar Strümpfen auf das Gymnasium in Brandenburg schickte. Müßte nicht in Berlin geboren sein und später über zwanzig Jahre dort gelebt haben, wenn ich es nicht mit so einem Yankee aufnehmen wollte. Noth lehrt beten.“

Jetzt trat Zur Linde wieder ein. Er hatte zu Hause reine Wäsche angelegt, war in einer Restauration gewesen, um ein Beefsteak zu essen, der Schreck von heute morgen war überwunden und die Gegenmittel hatten ihm neue Kräfte gegeben wie neuen Muth. Er zog die Consols aus der Tasche, die Coupons waren noch daran; Jakob Trampelmeier, so hieß der Intelligenzbuchhalter, schnitt die Coupons ab. „Da hätten wir Reisegeld und Geld zu einem Pelz für mich, denn wir müssen in Hamburg und London nobel auftreten“, sagte er; „fehlt dir noch etwas an der Garderobe, so ist es heute Zeit. Ich dachte bei demselben Schneider oder Magazininhaber zu kaufen, der dich so stattlich

zum Brautfischzuge ausgerüstet hat, dann kommt er seinem Schaden etwa nach, wenn du ihm die Hälfte des Anzuges schuldig bleiben wirst.

„Hast du nun noch irgendetwas zu Hause, was du in die Neue Welt mitnehmen willst, so schaff es hierher. Wie ist es mit dem Passe?"

„Den soll ich um fünf Uhr abholen."

„Es ist jetzt halb vier Uhr, setze dich hierher und lies diesen Scheidebrief an den Baron von Hirschstein, du wirst meinen Plan begreifen und billigen; die Briefe von Eva liegen in dem Koffer da, die Consols kannst du zu dir stecken, besser aber, wir verschließen sie in den Koffer, nachdem wir ein Portefeuille dazu gekauft haben. Alles nobel, sagte mein Vater, als er die letzten Haare von meinem Confirmationsfrack bürstete, der dreimal gewendet war.

„Ich will indeß zum Bezirkscommissarius und mir meinen Paß auf Altona holen. Ich habe dort gleichfalls eine Erbschaft zu erheben. Uebrigens steht da noch Butter, Brot und in dem Wandschranke meiner Stube ist Kuhkäse, Nordhäuser und Boonekamp, auf dem Tische steht noch eine Flasche Märzen und zwei Schoppen Sodawasser, du kannst dir also bene thun, denn ich schließe dich ein bis zu meiner Wiederkunft."

Damit ging er, schloß das Bureau hinter sich, nach-

dem er das Empfangsfenster verhangen, ein Zeichen, daß Publikus sich von jetzt an des Briefkastens vor dem Fenster bedienen müsse, wenn er Annoncen abgeben wolle.

Zur Linde misfiel der Plan, den Baron Hirschstein die Briefe seines Töchterchens zurückkaufen zu lassen, nicht, er hatte nicht Eva, sondern nur ihr Geld geliebt, und Eva hatte ihn verrathen.

Abends fuhren die beiden Freunde nach Hamburg. Das erste, was sie dort thaten, war, den Brief an den Baron in den Bahnhofsbriefkasten zu werfen, damit er mit dem nach Berlin abfahrenden Zuge dahin zurückgehe. Trampelmeier veräußerte sodann die Consols, und Zur Linde schenkte ihm 300 Pfund, was diesen zu folgender Aeußerung rührte: „Du bist ein prächtiger Kerl, mein Junge, du weißt, daß ich nichts beanspruche als freie Ueberfahrt nach Amerika, und das, was ich dem Baron Hirschstein für die Briefe abpresse. Es freut mich aber doch, daß du mir das gethan hast, der Teufel der Versuchung hätte einmal über mich kommen und zu mir sagen können: siehe, diese arme Malerseele hat im Leben ebenso viel Glück wie — mit Erlaubniß zu sagen — Mangel an Grütze im Kopfe; wenn du ihm die Sovereigns abnimmst, so wird ihm aus einem andern Glückstopfe von neuem eine Goldgans entgegenfliegen, diesmal vielleicht eine

Lordstochter in London oder eine reiche Holländerin in Neuyork. So hätte mich der Satan verführen können. Aber deine Großthat hat den Versucher auf immer verscheucht, ich werde treu zu dir stehen und dir deinen Schatz vor schwindelhaften Yankees zu bewahren wissen. Ein Berliner, pflegte mein Vater zu sagen, muß sich durch die ganze Welt hindurchschlagen können.“ — —

Wir nehmen hier von der weiblichen Nachkommenschaft des Moses Hirsch Abschied, indem wir berichten, daß Baron Hirschstein die Briefe seiner Tochter von Trampelmeier zum ersten und wohlfeilsten Preise zurückkaufte, daß Eva als gehorsame Tochter den Grafen Bruckheim heirathete, Sidonie von Baron Franz zwar eine Liebeserklärung errang, aber kein Wort von einer Heirath aus ihm herauslockte, daß sie, nachdem sie die Taufe empfangen, einen Geschäftsfreund des Barons zum Manne nahm, daß Bettina sich mit dem Commerzienrath auseinandersetzte, um in Berlin bei der Tochter zu leben, die noch oft nach dem verscherzten Glück ihrer ersten Liebe seufzte.

Eine Ahnung sagt uns, daß wir einem Mitgliede der Familie unsers alten Freundes Moses Hirsch, das wir bisher nur im Bilde gesehen, dem Ulanen, im Jahre der That 1866 noch einmal begegnen werden.

Fünftes Kapitel.

Schreckenstage.

Frau Minna Hellung hatte den Beruf einer deutschen Frau wohl zu erfüllen gewußt, sie hatte ihrem Gatten zwei Knaben und ein Mädchen geboren, von denen der jüngste Knabe der Revolutionär genannt wurde, weil derselbe an dem Tage geboren ward, wo Hellung, das Parlamentsmitglied, zugleich zum Mitgliede des später so genannten Unverstandslandtages erwählt wurde und an welchem in Dresden ein Krawall stattgefunden hatte.

Minna spielte nicht mehr in Liebhabertheatern, sie tanzte und sprang nicht mehr, die Kleinen machten ihr vom Morgen bis zum Abend zu schaffen, aber sie liebte ihren „Wilden“, wie sie den Mann nannte, noch ebenso sehr als in Heustedt, nur war sie unzufrieden, daß er sich zu viel mit der garstigen Politik

befaßte. Seit beinahe einem Jahre war er nun in Frankfurt gewesen, hatte Grundrechte gemacht und an der künftigen Republik gearbeitet, jetzt war er des Lebens dort satt, wo die Verräther, wie er sagte, und die Erbkaisermacher die Majorität hatten. Ihm hatte das Bündniß seiner Partei mit den Kaisermachern nicht zusagen wollen, er ging nach Dresden zurück und nahm seinen Platz in der Zweiten Kammer ein, seine Arbeiten in der Direction wieder beginnend. Er war ein stark beschäftigter Mann, Mitglied der Stadtverordneten so-wie unzähliger Vereine, der seine Frau nicht mehr so oft in das Theater führen konnte wie früher, der sie und die Kinder nicht mehr so oft in die „Boomblut" mit den beiden niedlichen Ponies fuhr, wie er sonst gethan, der die Familie der Politik halber seit einem Jahre stark vernachlässigte.

Hellung hatte seine Wohnung in einem alten Palast, nicht dem Cosel'schen, in der Nähe des Zeughauses aufgeschlagen. In den untern Räumen arbeiteten Lehr-linge, Gesellen und Meister irgendeiner der zahlreichen Logen in Dresden an rohen und behauenen Steinen; die erste Etage hatte ein fremder Gesandter bewohnt, sie stand leer, die geräumigen Vorplätze der zweiten dienten den drei Kindern, außer einem kleinen Garten unten, zum Tummel- und Spielplatz. Hinter diesem

Gärtchen zog sich der Botanische Garten vom Moritz-denkmal her weiter bis zum Pirnaischen Platze.

Der 1. Mai des Jahres 1849 war so schön ins Land gekommen, wie der unbescheidenste Sachse, wenn es solche überall gibt, es nur wünschen konnte. Die Sonne lachte vom wolkenlosen blauen Himmel, wie über der Arnostadt, rings um Dresden zog sich die Blütenpracht der Kirsch-, Birn- und Apfelbäume herum, die Vögel flöteten und zirpten lustig, in den Zwingeralleen lockten die Nachtigallen mit süßer Klage, am frühen Tage wie am Abend und in der Nacht.

Die Natur schien den Stadtmenschen zuzurufen: Kommt heraus! kommt zu uns! freut euch mit uns des Sonnenscheins und der Blütenpracht! Für wen es noch anderer Lockmittel bedurfte, den lockten die Reclamen des Tageblattes — in der Villa des Plauenschen Grundes gab es Feldschlößchen- und Kulmbacher Bier nebst Käsekäulchen, in der Weintraube unter dem Spitzhäuschen gab es Kirschblüten und einen neuen Anstich von 1846er „Blanken" — im Großen Garten waren Concerte, in funfzig andern Gärten und Kaffeewirthschaften noch dies oder das.

Aber kein Lockmittel half heute, in der Stadt wollten die Menschen von Knospenspringen, Sonnenschein, Blütenpracht, Käsekäulchen, schäumenden Töpfchen,

und was es sonst war, nichts wissen, sie saßen in den langen engen Bierstuben der Brüderstraße ohne Licht und Sonnenschein, oder bei Engel, oder im Italienischen Dörfchen und steckten die Köpfe zusammen, politisirten, lasen Zeitungen, disputirten und zankten. Es schwirrten außer den Enten, welche die Zeitungen brachten, noch eine ganze Menge Enten in der Luft: der Communalgardenoffizier hatte aus sicherer Quelle gehört, der König von Würtemberg sei erschossen, weil er die Reichsverfassung nicht habe annehmen wollen — der Advocat wußte, auch der König Ernst August sei bei einem Volksaufstande umgekommen. Daß Berlin in vollem Aufruhr sei, daß die Truppen, mit Ausnahme der Garden, zu dem Volke übergegangen seien, daß sich der König Friedrich Wilhelm bereit erklärt, die Kaiserkrone anzunehmen, das war schon etwas Altes, das wußte seit gestern Abend jedes Kind, obgleich die heutigen Zeitungen noch immer keine nähern Nachrichten brachten, die berliner Blätter sogar schwiegen. Kinder von acht bis zehn Jahren, Knaben und Mädchen, liefen in den Straßen umher und drückten jedem, der die Hand ausstreckte, ein Flugblatt in die Hand. Hellung, welcher sich eiligen Schritts nach dem Rathhause der Altstadt begab, wohin die Stadtverordneten zusammenberufen waren, um wegen einer Adresse zu

berathen, warf kaum einen Blick auf das Blatt, welches ein kleines Mädchen ihm in die Hand steckte. Mit großer Schrift stand da: „Feuer! Feuer!“ Dann folgte ein Aufruf zur Empörung gegen alle Fürsten, welche dem Volkswillen, der Reichsverfassung sich nicht fügen wollten.

„Sie machen es zu arg“, sagte er, „es wird Zeit, daß die Verständigern sich ermannen, um dem Unverstande die Zügel aus den Händen zu reißen.“

„Wie kommt es“, dachte er, „daß die Leute, die noch vor wenig Tagen gegen die Reichsverfassuug und das Erbkaiserthum in Reußner's Garten sich erklärten, heute das Banner der Reichsverfassung schwingen, sie, die nur rothe Republik, Umsturz und Anarchie wollten, um aus zerrütteten Verhältnissen herauszukommen?!“

Er, der nach Frankfurt als Republikaner gekommen war und der im Donnersberge den extremsten Meinungen Beifall zugerufen hatte, er war, seitdem er in der Kammer saß, mehr dem Centrum zugewendet. Die socialdemokratische Partei und die äußerste Linke ging ihm zu weit. Vielleicht mochte er nur die Führer nicht, die Wortmacher und sich überall Hervordrängenden. Vielleicht wirkte der hausbackene Verstand seiner Frau, vielleicht seine Pflicht als Mitdirector der Leipzig-Dresdener Bahn, seine Pflicht als Stadtver-

ordneter, die Vaterstadt, das schöne Elbflornz vor Schaden zu bewahren, ernüchternd.

Aber so gemäßigt er gegen die Vorgeschrittensten war, von dem Glauben an den Beruf und die Macht der Nationalversammlung, die Reichsverfassung einzig und allein, wie sie dieselbe geschaffen, auch ins Leben zu rufen, ließ er sich nicht abbringen. Er glaubte mit vielen Tausenden, daß die Stunde geschlagen habe, wo das Volk durch die That beweisen müsse, daß es ein einiges souveränes Volk sein wolle, und daß es die Pflicht der Hauptstadt sei, auf König Johann einen Druck auszuüben, daß er der Souveränetät des Reiches und deutschen Volkes einen Theil der eigenen opfere.

Er war daher für eine Adresse des Magistrats und der Stadtverordneten an den König, daß dieser die Reichsverfassung anerkenne. Aber er widersprach dem Antrage, daß die Communalgarde Urversammlungen ankündige, um sich über die Reichsverfassung auszusprechen und die Mittel für die sofortige Durchführung derselben in das Auge zu fassen, weil er in die Weisheit der Beschlüsse der Massen kein Vertrauen setzte und wußte, daß die extremsten Beschlüsse die beliebtesten zu sein pflegen.

Aus allen Gegenden Sachsens, aus Städten wie aus Dörfern, kamen stündlich neue sogenannte Landes-

deputationen, um dem Könige die Anerkennung der Reichsverfassung anzuempfehlen, mit der Drohung, daß man für die Ruhe der Landestheile, aus denen man entsendet sei, sonst nicht einstehen könne. Das war die Form, die im vorigen Jahre Wunder gethan. Das neue Ministerium — Held war entlassen — Dr. Zschinsky, von Beust und Rabenhorst suchte zwar das Volk und seine Abgesendeten mit der Versicherung zu beruhigen, daß, sobald nur erst die Anerkennung der Reichsverfassung von Preußen selbst erfolgt sei, der König von Sachsen nicht zurückbleiben wolle; allein das beruhigte niemand.

Stadtrath und Stadtverordnete der Residenz stellten dann an die Majestät am 2. Mai den dringenden Antrag: „Anordnungen zu treffen, daß die Deutsche Reichsverfassung unverweilt und ungeändert als Gesetz verkündet werde.“ Der König stellte sich der Deputation, welche ihm die Adresse überreichte, gegenüber auf den Standpunkt des Vereinbarungsprincips, das von der Nationalversammlung unbefugt beiseitegeschoben sei. „Die Reichsverfassung, wie sie vorliege, wie sie Oesterreich aus Deutschland verbanne, werde kein großes, mächtiges, sondern ein uneiniges, zerstückeltes Deutschland hervorrufen“, antwortete er.

So kam der 3. Mai; — ganz Dresden wogte wie

ein Bienenschwarm, man hatte von seiten der städtischen Behörden einen Sicherheitsausschuß gewählt, denn schon drangen von vielen Orten der Umgegend Schwärme von Communalgarden, Turnern, Vaterlandsvereine, Volksvereine und wie die Vereine sonst sich nannten, in die Stadt. Der Sicherheitsausschuß deputirte Hellung und einige andere Mitglieder der Stadtverordneten und des Stadtraths noch einmal ins Schloß, eine Abordnung aus Leipzig und eine solche der Communalgarde schlossen sich an. Der König wiederholte sein gestriges Wort. Während die Deputationen noch im Schlosse waren, fiel draußen auf dem Schloßplatze ein Schuß — bald darauf stürzte die Volksmasse in den Schloßhof mit einem halbentkleideten Leichnam.

„Sie schießen auf die Bürger", hieß es, „Waffen! Waffen! Nieder mit den Schwarz-Gelben!"

Als die Deputation nach dem Rathhause zurückeilte, fing man in der Schloß- und Scheffelstraße schon an das Pflaster aufzureißen und Barrikaden zu bauen. Auf dem Rathhause hatte sich die Scene geändert, eine provisorische Regierung hatte sich eingesetzt oder war eingesetzt, man wußte nicht recht wie, der Commandant der Communalgarde war entlassen, Oberstlieutenant Heinze zum unumschränkten Anführer derselben ernannt, Tzschirner spielte den Dictator, der den Stadträthen

und Stadtverordneten Befehle ertheilte und ihre Permanenz anordnete. Aber man schickte sie in ein Nebengebäude.

Am Morgen des 4. Mai brachte ein Communalgardist unserer Freundin einen Brief ihres Ehemannes: „Wir", schrieb er, „die Stadträthe sowol als die Stadtverordneten, sind hier im Nebengebäude des Rathhauses gewissermaßen als Gefangene, die nur bei Dingen, wo die provisorische Regierung die mögliche Verantwortlichkeit von sich abwälzen oder sie auf eine größere Anzahl vertheilen will, gefragt werden. Aber es ist eine so tolle Wirthschaft hier, daß wir es für unsere Pflicht halten, freiwillig auszuharren, um größeres Unheil zu vermeiden. Man fertigt Pechkränze an, man schleppt trotz aller unserer Protestationen das Rathhaus voll Pulver, man spricht davon, das Schloß zu unterminiren und dergleichen.

„Auf Rath eines juristischen Freundes habe ich gestern für dich und Bruder Franz Ibrahim eine Generalvollmacht aufgesetzt, die dich ermächtigt, mein Grundeigenthum in Meißen zu verkaufen. Es ist für Nothfälle; der Stadtrath H. hat sie beglaubigt.

„Als ich gestern von dem Zeughaussturm hörte und die Schüsse von der Frauenkirche herüberschallten, habe ich Todesangst wegen deiner und der Kinder

Sicherheit ausgestanden. Es ist unmöglich, daß du dort bleibst. Fliehe, sobald als möglich, nach Neustadt zu der Baronin von F., du bist dort sicherer als bei meinem Bruder, der zu abgelegen wohnt; auch ist die F. wegen ihrer Verbindungen am Hofe weniger den Plackereien der Soldaten ausgesetzt. Meine wenigen Amtspapiere in den Repositorien schaffe in den Keller; Werthpapiere, Gold- und Silbersachen schaffe über die Elbe, sie sind dort sicherer. Grüße die Baronin, küsse die Kinder und vor allem erhalte dich mir, schone dich, rege dich nicht auf, ich bin durch den Wahnsinn um mich herum zur Beruhigung gebracht."

Minna folgte der Weisung ihres Mannes, aber schon war die Verbindung über die Elbbrücke gesperrt, und nur mit Mühe fand sie hinter der Synagoge eine Gondel, die sie mit Kindern, Wiegen und einigen Koffern mit den Werthsachen hinüber zur Neustadt führte.

Die Baronin nahm die Freundin und Kinder gern auf; sie war Aristokratin, ihre Familie am Hofe angesehen. Sie selbst war die kinderlose Witwe eines freisinnigen Oberappellationsraths und schwärmte für ein einiges Deutschland, wie es die Mehrzahl der gebildeten Frauen in Dresden that.

Ihre Wohnung lag hinter der Schlesischen Eisen-

bahn im Schutze des Bergrückens, der das Waldschlößchen trägt. Die Neustadt war voll sächsischer Truppen, Preußen wurden mit der Bahn von Berlin erwartet: um Sachsen vor dem Zwange des preußischen Erbkaiserthums durch das Volk zu schützen.

Die königliche Familie flüchtete am Morgen desselben Tages, an welchem Minna nach Neustadt übersiedelte, auf einem Dampfschiffe nach Königstein, was in der Stadt den übelsten Eindruck machte.

Das Volk, welches nach Einheit und Reichsverfassung schrie, wußte nicht, was es wollte; daß es dem Russen Bakunin, welcher Tzschirner bald die Zügel aus der Hand nahm, und seinen nähern Freunden um diese wenig zu thun war, darüber konnte niemand im Zweifel sein, der den Dingen nur einigermaßen näher stand, und das hatte Hellung denn auch bewogen, seine Frau und Kinder über die Elbe zu senden.

Wir sind im Besitz verschiedener Brieffragmente an die Schwester Auguste Dummeier in der Wüstenei, welche die Lage der jungen Frau besser zeichnen, als wir es zu thun im Stande sein würden, und aus denen wir mindestens einige Auszüge mittheilen wollen:

Dresden (Neustadt), Freitag, 4. Mai.

Geliebte Schwester!

Wenn dieser Brief überall zu Deinen Händen gelangt, so wirst Du durch die Zeitungen über die Anfänge des hiesigen Aufstandes das Nähere erfahren haben, sodaß ich Dich wie mich mit Politik verschonen kann. Ich will Dir nur das Schreckliche meiner persönlichen Lage schildern, sowie das, was Dich über mich selbst und die lieben Kleinen beruhigen kann. Ich weiß nicht, ob Du Dir aus Deinem vorjährigen Aufenthalte noch ein Bild von unserer Wohnung machen kannst, aber das wirst Du noch wissen, daß, wenn wir aus dem Fenster nach rechts sahen, wir über die Rampische Gasse das Zeughaus erblickten, und daß, wenn wir aus unserer Gasse nach der Terrasse wollten oder nach der Vogelwiese, wir an einem großen Gebäude vorbeikamen, das eigentlich in den Botanischen Garten eingebaut ist und Klinikum heißt. Dieses Gebäude, das von unserer Wohnung nur durch eine kleine Gasse getrennt ist, war gestern Nachmittag der Hauptsitz der Aufständischen, von wo aus der Zeughof beschossen und das Zeughaus erstürmt wurde. Die Turner hatten sich im Klinikum festgesetzt und hätten auch das von uns bewohnte Palais zu einer Festung gemacht, wenn nicht die Freimaurerdienerschaft und einige an-

gesehene Freimaurer sie durch gute Worte und gute Riegel von dem Eindringen in die Wohnung abgehalten hätten. Die Furcht der Freimaurer, ihre Geheimnisse profanirt zu sehen, hat uns vor größerm Unglück bewahrt.

Nun denke Dich in meine Lage! Mein Mann war auf dem Rathhause, ich war mit den Kindern und Dienstboten ganz allein in der großen zweiten Etage, die erste Etage steht leer, und nun begann das Geheul der Sturmglocken, das Wirbeln der Trommeln, Hörnersignale, ein unbeschreiblicher Menschenlärm von der vom Gewandhause und dem Altmarkt durch unsere Schießgasse ziehenden Menge. Dazu kam sehr bald das Knattern der Gewehrsalven, das Krachen von Kartätschenschüssen, das Geschrei der Männer, das Gepolter beim Aufrichten von Barrikaden. Bald war in unserer Etage keine Sicherheit mehr, Flintenkugeln schlugen durch die Fenster, zertrümmerten Möbeln, Spiegel, Vasen, Bilder. Durch das Bild des Vaters meines Mannes, das seine beiden zuwanischen Frauen und den kleinen Ibrahim vor einem Springbrunnen darstellt, das Dich so sehr entzückte, hat eine Flintenkugel der Mirza beide Beine weggeschossen. Ich mußte mit den Kindern in die Mansardenzimmer flüchten, nachdem wir die Fenster unserer Wohnung, so gut es

gehen wollte, mit Betten, Laken, Matratzen verstopft hatten. Und nun die Kinder! dieses Heulen und Schreien wegen des nicht endigen wollenden Schießens und Sturmläutens!

Als es Nacht wurde und das Feuer ruhte, die Kinder endlich in den sichern Bodenkammern zur Ruhe gebracht waren und schliefen, kam der gute Vetter Moritz; er stand bei der Turnerschar und hatte sich durch den Botanischen Garten in unser Haus eingeschlichen. Er berichtete, daß soeben die tharander Bürgerwehr eingezogen, ebenso zahlreiche Bewaffnete von Wilsdruff, aus dem Plauenschen Grunde und von Loschwitz angekommen seien, und half dann die Papiere meines Mannes ordnen und in den Keller schaffen, unsere Werthsachen und Werthpapiere in Koffer packen, die Fenster noch vorsichtiger gegen Kugeln verwahren.

Heute morgen erhielt ich ein Billet meines Mannes, der mir rieth, sobald wie möglich zu Frau von F. überzusiedeln, die in einem reizenden Versteck hinter dem Lincke'schen Bade und der Prießnitz östlich der Antonstadt wohnt. Du mußt Dich des freundlichen Landhauses noch erinnern, das wir eines Nachmittags besuchten, wo wir am Abend mit Vetter Moritz und andern Freunden ein Rendezvous auf dem Waldschlößchen uns zu geben versprochen hatten. Du erinnerst

Dich gewiß der Scenerie, wenn Du Dir den großen Garten ins Gedächtniß zurückrufst, der von drei Seiten mit einer hohen Steinmauer eingefaßt war und nach vorn, nach der Zittauer Straße zu, eine eiserne Einfassung hatte. Weißt Du noch, wir stiegen, nachdem wir durch eine Thür des Gartens in einen Weinberg gelangt waren, mehrere Terrassen hinan und ruhten oben auf einem von Kirschbäumen bekränzten Plateau, uns an den herrlichen Früchten und der reizenden Aussicht auf Neustadt, die Elbe, die Brühl'sche Terrasse, das Lincke'sche Bad und Siegel's Restauration zu unsern Füßen zugleich labend.

Hier ist es so ruhig wie in einem Kloster, wenn aus Altstadt nicht Gewehr- oder Kartätschenfeuer herüberschallt; die Kinder spielen in den gelben Sandwegen, das jüngste, der Revolutionär, ist auf den Armen seiner Amme in der Fliederlaube eingeschlafen.

Ich sitze im Gartenpavillon, und da ich hier Schreibzeug gefunden, ist mir eingefallen, meine innere Unruhe dadurch zu bewältigen, daß ich an Dich schreibe.

Die gute Baronin ist heute, trotzdem daß seit Morgen das Schießen drüben nicht aufhört, zum zweiten mal nach meiner Wohnung gefahren, um für mich und die Kinder das Nöthigste an Kleidungsstücken und Wäsche, die wir bei der Eile vergessen, zu holen. Sie

läßt ihren Wagen dann auf dem Lincke'schen Bade, fährt hinüber, nimmt bei Elisensruhe den Wagen des Wirths und fährt durch den Ziegelschlag in die Stadt, dann muß sie aber, da die übrigen Straßen durch Barrikaden versperrt sind, durch die Amaliengasse über den Pirnaischen Platz in die Schießgasse gelangen, da dicht vor unserm Hause eine Barrikade gebaut ist, welche das Klinische Institut in Verlängerung der Gasse gegen das Zeughaus deckt.

Frau von F. ist glücklich von ihrer zweiten Expedition abends angekommen.

Tzschirner, Heubner, Todt bilden die provisorische Regierung; das ist für mich ein Trost, denn mein Mann war nie näher mit ihnen verbunden, er hielt sie für ehrgeizig und nicht uneigennützig. Uneigennützigkeit ist für ihn aber die erste Tugend eines Republikaners. Die Baronin brachte eine Proclamation der neuen Regierung mit herüber; es heißt darin: „Sachsen! steht auf wie Ein Mann! das Volk, das ganze Volk ist Eins. Es gilt nur, dem äußern Feinde gegenüberzutreten. An euch ist es, Deutschland einig und frei zu machen. Das Vaterland, die provisorische Regierung rechnen auf euch!"

Das ist ganz gut gesagt, wie sollen die guten Sachsen es aber anfangen, Deutschland einig und frei

zu machen, wenn Oesterreich und Preußen nicht einig und frei sein wollen?

Seit nachmittags zwei Uhr dauert das Schießen unaufhörlich, die Soldaten versuchten, wie die Baronin drüben hörte, von der Terrasse her gegen Zeughaus und Neumarkt und auf dem rechten Flügel vom Zwinger und der Ostraallee gegen den Wilsdruffer Platz und den Altmarkt vorzudringen. Gelänge das, so käme mein armer Mann zwischen zwei Feuer.

Sonnabend, 5. Mai abends.

Ach, liebe Schwester, welch ein gräßlicher Tag! wie glücklich seid Ihr in Euerer von der Welt abgelegenen Wüstenei! Welche Seelenangst habe ich von früh an ausgestanden! Gestern Abend spät bekamen wir noch Einquartierung, das Füsilierbataillon des preußischen Garderegiments Alexander war eingetroffen und wurde in die Straßen diesseit des Neustädter Kirchhofs bis hinauf in das Waldschlößchen einquartiert.

Die Baronin erhielt einen Lieutenant und sechs Mann, anständige Menschen, aber ich hörte eine halbe Compagnie in die Radeberger Gasse hineinziehen, welche sangen: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!“ und sehr betrunken zu sein schienen. Morgen

sollen noch viel mehr Preußen kommen. Ach, mein Gott, welches Blut wird da fließen, wie viel unschuldiges! Könnte der König die Reichsverfassung nicht lieber annehmen? Wenn Friedrich Wilhelm die Kaiserkrone nicht annimmt, wird ja doch nichts daraus. Ueber wen kommt das vergossene Blut?!

Zum Glück behält die Baronin die volle Besinnung, die Kinder sind wohl, aber sie jammern bis auf das jüngste, das der Sprache noch nicht mächtig ist, nach dem Vater und rufen in mir die Sehnsucht nach ihm und die Sorge um ihn wach.

Sonntag, 6. Mai morgens sechs Uhr.

Seit morgens vier Uhr heulen die Sturmglocken, donnern die Kanonen. O es ist furchtbar! Es war nicht möglich, im Bett zu bleiben. Unsere Einquartierung sind wir los, aber die Communication mit der Altstadt hat gänzlich aufgehört. Die Dienstboten, der Gärtner, die Leute der Nachbarschaft bringen mit den nöthigen Lebensmitteln, die aber, was das Fleisch anbetrifft, schon sparsam zu werden anfangen, stündlich neue Nachrichten.

Frankreich soll Preußen den Krieg erklärt haben; eine Reichsarmee sei auf dem Marsche nach Dresden, dreitausend Hanauer seien schon in Tharand, unser

alter König in Hannover sei erhängt, das Schloß sei durch Bergleute unterminirt und solle noch heute, spätestens in der Nacht, in die Luft gesprengt werden!

Um zehn Uhr morgens.

Ich komme mit der Baronin soeben von dem Kirschenwäldchen, seit sieben Uhr schlagen schwarze Dampfwolken und hohe Feuersäulen über das Schloß und die Schloßkirche empor. Nach dem, was wir durch Gläser oben ermitteln konnten, muß das Prinzenpalais, oder das alte Opernhaus oder ein Theil der Zwingerpavillons brennen. Das Schloß, soweit es der Elbe zugewendet ist, die Schloßkirche und das Theater sind es nicht, diese Gebäude konnten wir deutlich erkennen.

Es wird soeben eine Proclamation der Minister Beust und Rabenhorst, welche im Blockhause in Neustadt einquartiert sind, durch das Gartenthor geworfen, in welcher an den Bestand der Regierung des Königs erinnert wird und die Mitglieder der provisorischen Regierung als „Hochverräther" bezeichnet werden. Als wir die Terrasse schon verlassen wollten, sahen wir ein neu angekommenes preußisches Regiment mit fliegenden Fahnen über die Elbbrücke ziehen.

Montag, 7. Mai abends.

Das Schießen dauert fort, Tag und Nacht. Von Theodor noch immer keine Nachricht. Die Baronin hat sich vergeblich bemüht, im Blockhause Erkundigungen einzuziehen, die Minister wissen selbst nicht, wie es in den Stadttheilen jenseit der Brüderstraße aussieht. Das Opernhaus, das alte, ist abgebrannt, ein Pavillonzwinger brennt noch.

Donnerstag, 8. Mai.

Der gräßlichste Tag heute! Meine Köchin, die aus Altstadt gebürtig und deren Vater unter der Communalgarde ist, während der Bruder unter dem Turnercorps steht, hatte sich heute Morgen bis zum Japanischen Palais hinabgewagt, um dort vielleicht etwas aus der Stadt zu vernehmen. Sie kam laut heulend zurück, die Dienstboten steckten die Köpfe zusammen, man flüsterte leise. Die Baronin, die noch keinen Augenblick die Ruhe verloren, kam mir ganz verändert vor, ich merkte, man suche mir etwas zu verheimlichen. War meinem Manne ein Unglück widerfahren?

Ich drang darauf, daß mir die Wahrheit mitgetheilt, daß mir das Schrecklichste nicht verhehlt werde. Die Baronin kam denn auch endlich damit heraus,

daß die Köchin erzählt habe, von einer Bekannten, die es aus dem Garten des Brauhauses in der Neustadt selbst gesehen haben wollte, wie unser guter Herr, mein Theodor nämlich, auf dem neuerbauten Elbbrückenpfeiler von einem preußischen Soldaten mit dem Bajonnet erstochen und in die Elbe geschleudert sei.

Ich wußte, daß das nicht wahr sei; in der unendlichen Anspannung, in der sich alle meine Nerven befinden, hätte eine Ahnung mir gesagt, wenn Theodor ein Unglück begegnet wäre. Wie sollte er außerdem durch die Menge der Feinde auf die Elbbrücke kommen? Außerdem halte ich es für unmöglich, daß vom Garten des Brauhauses ab das schärfste Auge einen Menschen, der auf dem vor zwei Jahren neuerbauten Pfeiler steht, erkennen kann.

Die Baronin ist ein Engel, sie sorgt für mich und die Kleinen, als wäre ich ihr Kind.

Mittwoch, 9. Mai mittags.

Gottlob, der Kampf ist vorbei! Von zwei Uhr nachts begann das Schießen. Die Preußen haben die große Barrikade vor der Wilsdruffer Gasse und den Eingang zum Wilsdruffer Platze erobert, die Barrikadenkämpfer, Bergleute, Turner, die aus andern

Orten Zugezogenen, haben sich durch den Freiberger Schlag und auf der Straße nach Chemnitz zurückgezogen. Es sollen unerhörte Grausamkeiten vorgekommen sein, namentlich in Stadt Rom und Hôtel-de-Saxe am Neumarkte. Eine Proclamation des neuen Ministers von Friesen, die soeben vertheilt wird, sagt: „Die ganze Altstadt ist in der Gewalt der Truppen, die Rebellen fliehen nach allen Seiten.“

Die Baronin will den Versuch wagen, nachmittags in die Altstadt zu dringen, um sich nach Theodor's Schicksal zu erkundigen.

Donnerstag, 10. Mai.

Mein Mann lebt, aber als Gefangener. Wessen man ihn beschuldigt, weiß man wol selbst noch nicht. Auch Dr. Minckwitz, Professor Richter, Stadtverordnetenvorstand Advocat Blöde und andere, die bis zur Uebergabe des Rathhauses in diesem blieben, sind mitverhaftet. Ibrahim brachte noch gestern Abend die Nachricht. Er hat den Bruder selbst gesprochen und dieser hat ihm gesagt: „Hätte ich ein böses Gewissen, wäre ich mir einer Schuld bewußt, so hätte ich auf demselben Wege wie die Mitglieder der provisorischen Regierung und andere fliehen können.“ Ich bin beruhigt. Gute Nacht!

Sonnabend, 12. Mai.

Gestern war ich in Altstadt. Welche Verwüstungen! Das alte Opernhaus, zwei Zwingerpavillons, drei Häuser der Zwingerstraße sind gänzlich niedergebrannt. Leerstehende Fensterlöcher, Mauern von Hunderten von Flintenkugeln und Kartätschenkugeln durchlöchert, herausgeschossene Quadern, zerschossene Fenstersäulen, zerschossene Dächer, die Straßen voll Dachziegel, zersplitterte Läden und Magazine, aufgerissenes Pflaster, gefällte Bäume, Reste von Barrikaden, das sind Anblicke, die sich überall darbieten, wo der Kampf wüthete. Auch unsere Wohnung ist stark beschossen und beinahe kein Fenster heil geblieben. Bisher ist es Ibrahim noch nicht möglich gewesen, einen Glaser und andere Arbeiter zur Herstellung aufzutreiben. Sobald reparirt ist, ziehe ich in meine Wohnung zurück, um meinem Manne näher zu sein.

Die Juristen misströsten mich, wenn ich mir Hoffnung mache auf Freilassung nach einigen Tagen, — er ist wegen Hochverraths in Untersuchung, und da alles festzustellen, dazu gehörten Wochen und Monate, sagen sie. Morgen soll die Bahn nach Leipzig wieder ihre täglichen Dienste thun, da will ich diesen Brief abschicken, den Du der Mutter mit herzlichen Grüßen nach Eckernhausen überbringen willst. Grüße Deinen

braven Hans vielmals und küsse die Kinder in meinem Namen.

Deine Dich liebende Schwester

Minna Hellung.

Theodor's Hoffnung, bald entlassen zu werden, verwirklichte sich nicht. Ein Riesenproceß im alten Inquisitionsverfahren wurde angestrengt, und da man der Hauptschuldigen nicht habhaft geworden, sollten die Minderschuldigen büßen. Theodor hatte keine Waffen getragen, er hatte auf keiner Barrikade gestanden, er hatte das Volk nicht zum Kampfe aufgefordert, aber nicht bei einer, sondern bei vielen Gelegenheiten sprach er sehr unvorsichtig, er verhehlte nie, daß die Republik sein Ideal sei; liebte es, auf Tyrannen- und Fürstenknechte zu schimpfen und die Kleinstaaterei zum Teufel zu wünschen. Die Erklärung der sechsundfunfzig Deputirten vom 30. April gegen das Ministerium Held war von seiner Hand unterschrieben. Was aber viel schlimmer war oder schlimmer ausgelegt werden konnte, er war in den Sicherheitsausschuß, der freilich ohne Resultat blieb, gewählt, und hatte die provisorische Regierung wenn nicht wählen helfen, doch geschehen lassen, daß sie gewählt wurde und sich einsetzte. Was er Gutes gewirkt: im Hindern von

Brandstiftungen, im Protestiren gegen Sprengung des Schlosses, zur Erhaltung des Rathhauses mit seinem Archiv, Werthpapieren und Acten, davon schwieg man. Genug, die Art und Weise, wie man zu inquiriren anfing, ihm über Reden, die er in den Märztagen des vorigen Jahres gehalten, Rechenschaft abforderte, bewies ihm bald, daß es darauf abgesehen war, ihn als gefährlichen Staatshochverräther darzustellen.

Ein Glück für ihn und die Seinen, daß Minna und die Kinder ihn allwöchentlich besuchen durften.

So war der Herbst gekommen und die Sache schien sich noch immer im Stadium der Voruntersuchung zu befinden. Unser Freund, an Thätigkeit gewöhnt und im Freien zu wirthschaften, zu reisen, zu inspiciren, wurde im Gefängnisse schwermüthig und krank. Minna bemerkte die Veränderung in dem ganzen Wesen ihres Gatten. Pflegte er sie bei frühern Besuchen, wenn auch mit erzwungenem Humor, zu begrüßen, mit den Kindern auf die alte Weise zu scherzen, den kleinen Revolutionär auf den Arm zu nehmen und zu sagen: „Der da soll noch einmal der Präsident der deutschen Republik werden", so ließ er jetzt den Kopf hängen, klagte über Augenschmerzen und Langeweile. Zeitungen mochte er nicht lesen, die Siege, welche die Reaction überall feierte, nicht beschreiben hören.

Minna wurde ernstlich besorgt. Nun brachte auch ein Bekannter die böse Nachricht, gegen den Vorstand der Stadtverordneten und frühern Abgeordneten zur Zweiten Kammer Blöde habe das Gericht zwölf Jahre Zuchthaus erkannt, während Professor Richter entlassen sei. Blöde befand sich mit Hellung etwa in gleichen Verhältnissen, er hatte vielleicht sogar noch mehr rechts gesessen, war bemüht gewesen, dem wüsten Treiben Bakunin's, Tzschirner's, Röckel's und anderer mit den Stadtrathsmitgliedern, die auf dem Rathhause aus- hielten, entgegenzutreten. Konnte gegen Blöde eine so harte Strafe erkannt werden, so durfte er kaum eine mildere erwarten; hätte er es aber in Waldheim auch nur ein Jahr, Wolle spinnend, ausgehalten? Blöde war entflohen, warum sollte Hellung nicht auch entfliehen? Bei seinem Geschick zu allem, seinen tech- nischen Kenntnissen, konnte er in Amerika leicht ein Fortkommen finden, und hatte er ihr nicht oft von seinen lieben Freunden und Studiengenossen Grant und Baumgarten erzählt, die dort in glänzenden Verhält- nissen lebten? Sie waren wohlhabend und konnten allenfalls von ihren Zinsen in dem freien Lande leben.

Minna entwarf in der Nacht einen Plan zur Flucht. Der Gefangenwärter, früher Unteroffizier, hatte sie und die Kinder, so oft sie den Mann im

Gefängniß besuchte, so mitleidig angesehen, und ihr oft geklagt, daß Gefängnißwärter zu sein etwas Erschreckliches wäre, und daß er lieber in Amerika Holz hacken wolle, als hier sein Leben lang Leute, vor denen er die größte Hochachtung habe, zu bewachen. War das nicht ein Wink?

Am andern Morgen hielt sie Rath mit dem Maler Franz Ibrahim und einem juristischen Freunde ihres Mannes, — sie verkaufte, wenn auch nur zum Schein, einem Dritten die Weinberge und Häuser ihres Mannes in Meißen. Der Käufer verpflichtete sich in einem Nebencontracte, solche in kürzester Zeit zum öffentlich meistbietenden Verkaufe zu bringen und das Geld nachzusenden.

Der Jurist vermittelte den Verkauf der Actien der Leipzig-Dresdener, der Köln-Mindener Bahn, wie den der Waldschlößchen-Actien, und es wurden dadurch so reiche Mittel geschafft, daß die Familie die Reise nach Amerika bestreiten und daselbst mehrere Jahre ohne Sorgen leben konnte. Der Gefangenwärter war gern bereit, Hellung's Entweichen zu befördern, wenn er nur selbst mit nach Amerika genommen würde. Die Befreiung gelang, unser Freund erreichte mit dem Gefangenwärter glücklich die schlesische Grenze. Man verfolgte beide in der entgegengesetzten Richtung, hielt

Haussuchungen bei Franz Ibrahim, bei Minna, in den Winzerhäusern der Weinberge, sogar bei der Baronin von F. Erst als Minna von Breslau ab ein Packet erhielt, unter der Adresse des Castellans, welcher die Loge unten im Hause bewachte, athmete sie auf und wußte, daß Theodor in Sicherheit war. Das Packet enthielt den langen schwarzen Bart des Mannes, den dieser, um sich unkenntlich zu machen, abgeschnitten hatte; ein Brief enthielt die Schilderung der Flucht. Es war verabredet, daß Hellung über Berlin nach Brüssel reise und sich dort aufhalte, bis Minna mit den Kindern nachkomme.

In Dresden freute man sich allgemein der gelungenen Flucht, denn unser Freund Hellung war dort sehr beliebt.

So suchte abermals einer unserer Freunde Zuflucht im Westen, und er that wohl daran. — Das Zuchthaus zu Waldheim und die dortige Behandlung der Maigefangenen hat in Deutschland einen schlechten Klang und der Name Beust wird schwerlich einen guten bekommen. — —

Waren es denn aber nur einzelne wenige, welche so mit den wieder mächtig gewordenen Regierungen in Conflict geriethen über Principien, welche diese noch vor einem Jahre stillschweigend anerkannten, jetzt aber

mit Festung und Zuchthaus bestraften? Nein, es waren Tausende aus allen Gegenden Deutschlands, jugendliche Schwärmer, die noch immer an die Omnipotenz des Frankfurter Parlaments glaubten, die noch immer wähnten, die einzelnen deutschen Fürsten, welche die Reichsverfassung nicht anerkennen wollten, die seien die Hochverräther, und das Volk sei berechtigt und verpflichtet, sie zu zwingen.

Tausende und aber Tausende, darunter anerkannt tüchtige Juristen, Richter wie Advocaten, Professoren und Studenten, stützten sich auf den Wortlaut des Bundesbeschlusses vom 30. März in Gemäßheit der Interpretation des Vorparlaments, daß das Parlament einzig und allein befugt sei, die Reichsverfassung zu Stande zu bringen.

Der Leibfuchs Bruno's aus dem Jahre 1837, der jüngste Sohn des vor kurzem zu seinen Vätern heimgegangenen Maschinenbauers Schulz, der Advocat Oskar Schulz, hatte die Advocatur nach dem Tode des Vaters an den Haken gehängt und war Mitredacteur der unter der Redaction des Dichters und Idealisten Theodor Althaus stehenden „Zeitung für Norddeutschland" geworden. Dieser hob in der Nummer vom 13. Mai den Beschluß der Nationalversammlung vom 10. Mai in den Himmel, einen Be-

schluß auf Antrag Reden's, des Hannoveraners, welcher erklärte:

„1) Die Reichsversammlung beschließt: dem schweren Bruche des Reichsfriedens, welchen die preußische Regierung durch unbefugtes Einschreiten im Königreiche Sachsen sich hat zu Schulden kommen lassen, ist durch alle zu Gebote stehenden Mittel entgegenzutreten.

„2) Neben Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit sind diejenigen Bestrebungen des Volks und seiner Vertreter, welche zur Durchführung der endgültig beschlossenen Reichsverfassung geschehen, gegen jeden Zwang und Unterdrückung in Schutz zu nehmen.

„Die provisorische Centralgewalt ist zur Ausführung dieser Beschlüsse aufzufordern."

Althaus drang nun darauf, daß auch in Hannover ein Landesausschuß für Vertheidigung und Durchführung der Reichsverfassung eingesetzt werde. Er führte den Gedanken der frankfurter Linken: Bildung eines Vollziehungsausschusses, Schaffung eines Parlamentsheeres, Krieg gegen die rebellischen Fürsten, mit glänzenden, dichterischen Farbentönen in mächtig ergreifender Weise aus. Althaus schien keine Ahnung davon zu haben, daß die Centralgewalt nur dem Namen nach bestehe, daß sie und die Reichscommissare überall, wo sie mit Höfen verhandelt, machtlos gewesen und un-

verrichteter Sache von Wien wie von Berlin zurückgekommen; er bedachte nicht, obgleich Schiller das schon König Karl VII. in den Mund gelegt hatte, daß weder Erzherzog Johann, noch Heinrich von Gagern und das ganze Parlament mit ihm ein Heer aus der Erde stampfen konnten, daß sich aber überall, wo es Aufstände für die Reichsverfassung zu unterdrücken galt, in Dresden, in Westfalen, am Rhein wie in der Pfalz, preußische Regimenter einstellten.

Althaus wurde schon am 14. Mai verhaftet; Stüve fürchtete einen Volksaufstand. Jetzt führte Oskar die Redaction; die Verhaftung seines Freundes hatte ihn außer sich gebracht, er klagte sie an als eine Ungerechtigkeit, als einen Hohn gegen das Volk, er rief das hannoverische Volk zu den Waffen. Am folgenden Tage saß auch er hinter Schloß und Riegel des Cleverthorgefängnisses mit der Aussicht auf den Marstall und die Linden vor demselben, als Untersuchungsgefangener, des Hochverraths angeklagt.

Er fühlte sich als Märtyrer und er litt sehr, denn ihm war sein erstes Lebensbedürfniß entzogen; er erhielt an den ersten Tagen weder Feder, Papier und Tinte noch Journale und Zeitungen. Vergeblich jammerte er, daß ihm wenigstens die officielle Hannoverische Zeitung, die er oft für das nichtswürdigste

aller deutschen Blätter erklärt hatte, in die Koje gebracht werde.

Millionen Deutscher hatten geschworen, für die Reichsverfassung Gut und Blut zu opfern; war er selbst nicht wenige Tage vor seiner Verhaftung noch Zeuge gewesen, daß sechstausend Hannoveraner aus allen Landestheilen in Eystrup bei Heustedt unter freiem Himmel diesen Schwur gethan? Sollte in keinem deutschen Lande das reichsverfassungstreue Volk der Soldateska Herr werden? Konnte nicht Baden, konnte nicht die Pfalz Ausgangspunkt für einen solchen Sieg sein?! Oskar's Träume führten ihm Barrikaden, Trommeln, Fahnen, Revolutionsrufe, Flintengeknatter und Siege des Volks vor seiner Phantasie vorüber. Hätte er, der noch keine Barrikade gesehen, nur eine Stunde die Schrecken eines solchen Kampfes, wie sie vor der Barrikade an der Wilsdrufferstraßenecke in Dresden stattfanden, sehen und dabei kämpfen sollen, er würde ernüchtert sein, er würde gefühlt haben, welcher Verantwortung er sich aussetzte, als er die Jugend Hannovers, die Arbeiter in den Blusen und die Idealisten mit der Feder auf die Barrikade rief.

Jetzt reflectirte er nur über einen Leiter, den er schreiben wollte, wenn ihm zuerst wieder Tinte und Feder gegeben werde, und der die Gedanken behandeln

sollte: Hat nicht der Nationalwille die Reichsverfassung beschlossen? Hat der Nationalwille nicht eine höhere Geltung als alle Verträge, welche deutsche Fürsten 1815 mit Fremden abgeschlossen, um Deutschland eine Gestaltung zu geben, in der es verkrüppeln und zum Spotte des Auslandes werden mußte? Wer gab dem Grafen Münster und dem englischen Ministerium das Recht, diese althannoverischen Provinzen mit neuen Grafschaften, Fürstenthümern, Absplissen und Flicken zu einem Königreiche zusammenzuwerfen? Was kann uns hindern, deutsch zu sein, zwingen, uns welfisch und den Welfen angestammt zu fühlen?

Der Gefangene wurde nach und nach ruhiger. Er gab die anfangs gehegte Hoffnung auf, daß sein Bruder mit hundert seiner Maschinenbauer eines Nachts kommen würde, um seine Kerkerthür zu öffnen; er gab die Hoffnung auf, daß das Volk aufstehen würde, um Ernst August den Weg nach England zu zeigen, womit er im vorigen Jahre den Ständen gedroht hatte. Er fuhr nicht mehr in die Höhe, wenn einige Trainwagen über die Marstallsbrücke fuhren, er schrak nicht mehr aus dem Schlafe auf, wenn nachts eine Patrouille die Cleverthorwache visitirte.

Nachdem die Voruntersuchung nach dem ersten Verhöre geschlossen war — Oskar hatte sich als Verfasser

des incriminirten Aufsatzes bekannt, Complicen hatte er nicht — wurden ihm Bücher, Zeitungen, Papier und Feder bewilligt, er durfte in Begleitung des Wärters auf den Wällen Spaziergänge machen, half die Zeitung redigiren und wartete sein Urtheil ab.

Sechstes Kapitel.

Abkühlung.

Es ist Zeit, daß wir uns nach einem unserer ältern Freunde umsehen, nach Bruno Baumann. Als er von seiner verunglückten Brautfahrt nach Berlin, zerschlagen an Körper, verschnupft und erkältet, geistig durchfroren bis in das innerste Gemüth, zurückgekehrt war, suchte er Ruhe im Bett. Am andern Morgen fand ihn seine Aufwartung fiebernd, phantasirend, ohne Besinnung. Es wurde zum Arzt und zu dem Oheim Hermann geschickt; ersterer glaubte alle Anzeichen zu einem gastrisch-nervösen Fieber vorhanden, und Hermann hielt sich verpflichtet, den Neffen in sein Haus bringen zu lassen, um ihn der Pflege von Frau und Tochter zu übergeben. Als hier das Nervenfieber in aller Heftigkeit ausbrach, eine Barmherzige Schwester zu Hülfe genommen werden mußte, ließ es sich auch Heloise von Barrò nicht nehmen, Nächte hindurch bei dem Fiebern-

den zu wachen, obgleich sie selbst durch den härtesten aller Schläge getroffen war. Ihr Gemahl, Baron Lazzi von Barrò, war am 27. December bei der Vertheidigung Raabs gegen Windischgrätz gefallen, sie hatte die Trauerbotschaft in den ersten Tagen des neuen Jahres empfangen mit der Nachricht, daß Windischgrätz am 5. Januar ohne Widerstand in Ofen und Pesth eingezogen war. Ihr Gemahl todt, ihr zweites Vaterland, das sie wie eine geborene Ungarin liebte, von neuem in Ketten geschlagen, besiegt von den fremden Horden, Italienern, Kroaten, Slowaken! Sie fühlte sich recht einsam und verlassen in der Welt, ihr Bruder hatte sich von ihr abgesagt, er wollte mit der Gattin eines Rebellenführers nichts zu thun haben, er war nie brüderlich gesinnt, hatte ihr noch nicht einmal ihr mütterliches und väterliches Erbtheil, das in dem Schlosse Finkenstein steckte, ausgezahlt, sondern nur einige tausend Dukaten zur Aussteuer bei der Hochzeit nach Wien überbracht. Baron Lazzi und Justus Victor von Finkenstein waren zu entgegengesetzte Charaktere, als daß sie Gefallen aneinander hätten finden sollen; jener schwärmte für die Freiheit seines Vaterlandes, dieser liebte höchstens sich und ein lustiges Husarenleben, wie er es nannte. So waren die Geschwister schon bei der Hochzeit Heloisens kalt auseinandergegangen

und die Kluft hatte sich seit den Märztagen erweitert, da Barrò auf Kossuth's Seite trat, während Justus Victor sich vor dem Hasse des Volks aus Hannover zurückziehen mußte und ziemlich einsam auf seinem Finkenstein wohnte.

Es war schon Ende Januar, als die Fieberphantasien bei Bruno aufhörten, das Denken wieder die Oberhand gewann, das Auge klarer schaute. Als er zum ersten mal mit Bewußtsein erwachte und die Augen sehend aufschlug, erblickte er eine hohe in Trauer gekleidete Frauengestalt am Kopfende seines Bettes sitzend, die das Gesicht ihm abwendete, da sie auf einer Karte den Rückzug Bem's von Hermannstadt studirte.

Bruno schlug schnell die Augen wieder zu, er mußte sich erst besinnen, wo er war, nachdenken, wer die Dame sei. Endlich ahnte er das Richtige. Veronica die Mutter kam herein und beugte sich über ihn. Da schlug er die Augen auf und sagte: „Liebe Tante!“ Ein Schrei des Entzückens aus ihrem Munde, denn das war seit länger als vier Wochen das erste von Bewußtsein zeugende Wort, das aus des Kranken Munde kam, und das war der erste klare Blick, den er auf die Umgebung richtete. Heloise warf die Karte beiseite und wendete sich zu dem Kranken, er erkannte sie und lächelte ihr freundlich zu. Der Arzt erklärte

Bruno für gerettet, aber die Wiedergenesung werde lange Zeit erfordern, die Krankheit habe alle Kräfte erschöpft.

Gegen Ende März erst konnte der Genesene zum ersten mal wieder die Paulskirche besuchen; ach, mit wie andern Gefühlen geschah das als im Mai vorigen Jahres. Wie viele, viele Illusionen waren verschwunden, wie viele Hoffnungen zerknickt, wie sehr war der Blick in die Zukunft mit Dunkel und Nebel verhüllt!

Es schien Bruno, als er wieder so weit gestärkt war, sich aus Zeitungen und stenographischen Berichten über das seit Neujahr Geschehene orientiren zu können, als sei man in Frankfurt in das Stadium eingetreten, wo niemand mehr ein noch aus wußte, und einer nach dem andern verzweifelnd resignirte. Alle friedlichen Mittel schienen erschöpft, es blieb nur noch die Revolution; aber die Kraft dazu war im vorigen Jahre in hochtönenden Worten, Adressen, Congressen, Putschen verpufft. Die Illusion von der Gewalt oder gar Allgewalt der Nationalversammlung lebte nur noch in einigen verworrenen Köpfen, welche an die Macht der März=, Volks=, Vaterlandsvereine und wie sie sonst hießen, die zu Tausenden wie Pilze aus der Erde geschossen waren, glaubten. Wer indeß diesen Vereinen näher getreten war, der wußte, daß

man Adressen und großmäulige Redensarten reichlich haben konnte, daß alle Vereine nach der von den Führern ausgegebenen Schablone kräftigst arbeiteten, daß es aber unmöglich war, so viel Geld aufzubringen, um damit ein Parlamentsheer auch nur einen Tag unterhalten und besolden zu können.

Nachdem am 27. März das Erbkaiserthum beschlossen, am folgenden Tage der König Friedrich Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser erwählt, die Kaiserdeputation am 29. ernannt und abgereist war, am 30. März die Verfassung unterzeichnet wurde, da trafen sehr bald die Rückschläge ein: von Berlin die Nichtannahme der Kaiserkrone, von Wien am 5. April die Zurückberufung der österreichischen Abgeordneten, da sich das Parlament seit dem 27. März auf einen Boden gestellt habe, wohin ihm Oesterreich nicht folgen werde.

Hermann Baumgarten folgte dem Beispiele seiner in die Heimat zurückkehrenden Landsleute um so lieber, als er es längst unerquicklich in der Paulskirche gefunden und als außerdem ein erfreuliches Familienereigniß die baldige Rückkehr nach Wien und dem Sanct-Helenenthale erwünscht machte. Veronica hatte sich nämlich plötzlich verlobt. Mit wem? fragen hundert Leserinnen auf einmal! Etwa mit Bruno? — Nein,

um die Hand der Urenkelin des Spritzenmeisters Georg Schulz hatte ein griechischer Fürst angehalten. Der Sohn unsers Don Juan mit der Schmarre, der vor vierunddreißig Jahren in Veronica die Mutter so sterblich verliebt gewesen, war von Berlin nach Frankfurt gekommen, hatte auf einer Soirée des Erzherzogs Veronica die Tochter gesehen und sich sofort verliebt. Sein Vater hatte oft von Veronica der Mutter gesprochen und sie für die größte Schönheit erklärt, die er je gesehen, er war förmlich stolz auf seine Schmarre gewesen, der Sohn war Erbe seines heißen Blutes, das Widerstand nicht kannte, und wo es ihn fand, zu bewältigen wußte. Er war völlig unabhängig, sein Vater war im vorigen Jahre gestorben, ein wilder Ritt auf ungesatteltem unbändigen Rosse hatte Reiter und Roß dem jähen Tode entgegengeführt.

Hermann's Sohn, der freiheitschwärmende Studiosus, war längst genesen, er hatte einen etwas steifen Arm als bleibendes Andenken an die Kroaten behalten, die er haßte bis in den Tod, allein er war besonnener geworden.

Sie waren alle nach Osten abgereist. — Bruno dachte nur an Heloise von Barrò, die schöne Witwe, welche sich angeschlossen, um das Grab des Mannes bei Raab zu besuchen und zu schmücken.

Er fühlte sich so einsam, war beinahe nur auf den Vetter Gottfried und auf Detmold angewiesen, da er selbst sich von den übrigen Landsleuten zurückgezogen hatte; Gottfried blieb noch immer Idealpolitiker, Detmold war Realpolitiker, der Intriguen machte und zerstörte.

So kam der Wonnemonat Mai. Bruno hatte sich einen neuen Lebensplan zurechtgelegt. Nicht ohne Vermittelung und Hülfe Detmold's hatte er einer größern süddeutschen Feuerversicherungsanstalt die Concession in Hannover erwirkt. Diese bot ihm die ansehnlich besoldete Generalagentenstelle, welche einen Sitz in Hannover erforderte. Er kam so am einfachsten aus seinen heustedter Verhältnissen und gewann Zeit für politische und schriftstellerische Arbeiten. Er beschloß auf sein Mandat zum Parlament zu resigniren; Detmold bat ihn, zu bleiben, man dürfe die Kaisermacher durch Austritt der Unabhängigen jetzt nicht stärken. Inzwischen hatte Heinrich von Gagern am Tage der Niederwerfung des dresdener Aufstandes dem Reichsverweser ein neues Programm vorgelegt: „mit allen gesetzlichen und friedlichen Mitteln und durch das Gewicht der moralischen Macht der Centralgewalt die Durchführung der Reichsverfassung zu unterstützen", und er hatte an die Nichtannahme sein Entlassungsgesuch geknüpft. Der

Erzherzog weigerte sich, ein Programm anzunehmen, zu dessen Vollzug ihm die Mittel fehlten, und so nahm das Reichsministerium am 9. Mai definitiv seine Entlassung.

Als der obenerwähnte von Reden'sche Antrag angenommen war, rief Detmold seinen Freund beiseite und sagte: „Ich glaube, wir können anfangen unsere Sachen einzupacken, die Komödie naht dem Ende. Denken Sie, soeben bietet mir Bally das Reichsjustizministerium an. Aber wer soll Ministerpräsident sein? Ich wette, Sie errathen es nicht. Denken Sie, die lächerlichste Person der Paulskirche — Grävell! — ich danke für Obst!"

„Man lacht ihn aus", erwiderte Bruno, „wenn er sich auf die Ministerbank setzt, wie man Sie auslachen würde, wenn man Sie nicht fürchtete. Bei alledem hat alles, was ich den Mann in der Paulskirche habe sagen hören, Hand und Fuß, wenn es auch oft unbehülflich, grob und rücksichtslos herauskommt. Wer weiß, ob er die Lacher nicht zur Ruhe brächte?"

In der nächsten Sitzung am 11. Mai donnerten Raveaux und andere von der Rednerbühne gegen Waitz, die Verfassung führe sich selbst nicht ins Leben, das Volk, welches sich zum Schutze der Reichsverfassung bewaffne, sei nicht Rebell, die Rebellen seien die

Fürsten, und sagte schließlich: „Die Competenz der Versammlung, zu beschließen, wird ihr niemand absprechen, das ist auch noch niemand eingefallen!“

Grävell sprang vom Platze auf und rief: „Mir z. B. ist es wohl eingefallen!“

Das entschied für Detmold, der mit geschlossenen Augen dasaß. Er wendete sich zu dem vor ihm sitzenden Bally und sagte: „Nehmen Sie ihn, Sie haben recht, er allein setzt mit seiner Ruhe die Gesellen unters Wasser. Unter seinem Präsidio nehme ich das Justizministerium!“

Während Bally Grävell zum Reichsverweser führte, entwarf Detmold in der Paulskirche das Ministerprogramm. Dann suchte er Bruno auf und zog ihn beiseite: „Grävell wird Ministerpräsident, ich selbst habe gleichfalls angenommen, wollen Sie mein Referent und Unterstaatssecretär werden?“

„Ein Ministerium mit der lächerlichsten Person an der Spitze, wie Sie gestern selbst sagten?“ entgegnete er fragend.

„Grävell“, erwiderte der Buckelige, „hat, wie Bally richtig sagt, sein Leben lang Freiheit, Ordnung und Gesetz vertreten, und der Linken gegenüber bedarf es einer grobnervigen, dreisten Natur. Uebrigens wird sich die Sache in wenig Wochen, vielleicht in wenig

Tagen abspielen. Es handelt sich darum, den Reichsverweser gerade in diesem Augenblicke nicht im Stiche zu lassen. Die Erbkaiserlichen wollen die Ministerlosigkeit benutzen, um den Erzherzog zu drängen, die Centralgewalt in die Hände des Königs von Preußen niederzulegen. Fände der Reichsverweser kein Ministerium, so wäre das die nothwendige Folge. Aber die Herren haben die Rechnung abermals ohne den Wirth gemacht. Mein Programm wird ihre Ränke scheitern machen. Dann wird Preußen dem Beispiele Oesterreichs folgen und seine Abgeordneten abrufen. Hannover und Sachsen werden das Gleiche thun, und die Regierungen werden sich über eine Verfassung verständigen. Stüve hat in der in Berlin mit Sachsen und Preußen vereinbarten Reichsverfassung Oesterreich seinen Platz gesichert. Mit einem Kleindeutschland ist es vorerst ebenso wenig etwas als mit dem Erbkaiserthum. Bedenken Sie sich nicht lange, nehmen Sie mein Anerbieten, das außerdem Ihre Zukunft sichert, an. Ich würde Sie ungern vermissen, ich kenne Sie seit zwölf Jahren und Sie kennen meine Art."

Der Freund sagte zu.

Es war die höchste Zeit, daß diese „Teufelei", wie Haym sagt, glückte, denn ohne sie würde die andere Teufelei, die man in Berlin ausgedacht hatte,

mehr Aussicht auf Erfolg gehabt haben. Der Oberst von Fischer war von Berlin angekommen, um den mürbe gemachten Reichsverweser zu veranlassen, die Nationalversammlung aufzulösen und die Centralgewalt an den König von Preußen zu übertragen. Dieser würde ein Reichsministerium Radowitz ernannt haben, Wahlen in Gemäßheit des Dreikönigsbündnisses würden ausgeschrieben sein, statt in Erfurt hätte in Frankfurt das neue Reichsparlament und ein Fürstenhaus getagt, die Fürsten würden sich unterworfen haben, und blieben die Oesterreicher fort, so war Oesterreich aus dem neuen Bunde hinaus.

So etwas hielt aber damals nicht nur die gesammte Linke, sondern auch Staatsmänner wie Stüve, von der Pfordten, von Beust für das größte Unglück, was geschehen könne; man mischte schon die Karten zu dem Fiasco von Erfurt, und die Herren, die damals dem Dreikönigsbündnisse entschlüpften und das Volk um die Einheit betrogen, die tragen nebst Olmütz die meiste Schuld an dem 1866 vergossenen Blute.

Heute sind wenige Menschen, welche eine solche Entwickelung der Dinge, die den Bruderkrieg abgewendet, den Main vom Fichtelgebirge bis nach Mainz überbrückt haben würde, nicht für eine glückliche hielten; in jenen Tagen schien Detmold's Ansicht in Bruno's

Augen gerechtfertigt, und um einen solchen preußischen Plan hintertreiben zu helfen, nahm er die Stellung als Unterstaatssecretär an. Er fürchtete, daß der Reichsverweser eher zurücktrete, als die Centralgewalt in Preußens Hände lege, dann aber war die Revolution da und das Chaos, und im günstigsten Falle hielt er die Kreuzzeitungsritter nicht für Männer, die ein Deutschland ohne Oesterreich regieren könnten.

Das Programm, welches Detmold in der Paulskirche entworfen hatte, schien ihm correct, sodaß selbst Metternich nichts daran hätte tadeln können; es lautete:

„1) Die Errichtung des Verfassungswerks ist durch das Gesetz vom 28. Juni vorigen Jahres von der Thätigkeit der Centralgewalt ausgeschlossen. Eine Wirksamkeit behufs Durchführung der Verfassung liegt außerhalb der Befugnisse der Centralgewalt. Sie ist gern bereit, eine Anerkennung der Verfassung bei den Regierungen zu vermitteln, wird aber allen ungesetzlichen und gewaltsamen Bewegungen, welche die Durchführung der Verfassung zum Vorwande oder Anlaß haben, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten, sobald die Hülfe und Vermittelung von den betreffenden Regierungen nachgesucht wird.

„2) Die Centralgewalt erachtet es für ihre Pflicht,

die ihr ausschließlich zustehende Regierungsgewalt vor jeder Einmischung zu bewahren und jeden Eingriff in dieselbe zurückzuweisen."

Das war ein Programm, bestimmt und faßbar, übereinstimmend mit dem Gesetze vom 28. Juni, das Gegentheil von dem letzten Gummi-elasticumprogramm Gagern's; das war ein Programm, das klar und entschieden den revolutionären Gelüsten zur Durchführung der Reichsverfassung, die sich auch bei Männern der Centren immer offener aussprachen, entgegentrat. Daß es den Zorn der Linken erregen mußte, war vorauszusehen. Das Gerücht der neuen Ministercombination verbreitete sich schnell. Onkel Gottfried Schulz kam noch am Abend zu Bruno und beschwor ihn, die Verbindung mit dem „kleinen Scheusal", die ihm nur zum Verderben gereichen würde, aufzugeben. „Glaube mir", versicherte er, „diesem kleinen von Ehrgeiz und Eitelkeit geplagten Teufel ist nichts in der Welt heilig, weder Vaterland noch Freiheit. Er wird seinen Freund Stüve verrathen, er wird Hannover verrathen, er wird sich von den Schwarzenberg oder wer es sein müßte, oder von Antonelli erkaufen lassen."

Bruno vertheidigte den Leiter seiner politischen Bildung.

Am Tage des 16. Mai ging er indeß mit einigem

Herzklopfen in die Nachmittagssitzung der Paulskirche, er mußte für sich wie für seine Reichsminister auf einigen Hohn, auf Gelächter, Spott, vielleicht einige Kothwürfe gefaßt sein. So schlimm, wie es kam, hatte er sich die Sache allerdings nicht gedacht. Im Anfange der Sitzung wurde die preußische Verordnung, welche das Mandat der preußischen Abgeordneten für erloschen erklärte, dem Antrage Wiedenmann's gemäß, mit zweihundertsiebenundachtzig Stimmen gegen zwei für unverbindlich erklärt und die Erwartung ausgesprochen, daß sich die preußischen Abgeordneten der fernern Theilnahme an den Verhandlungen nicht entziehen würden. Inzwischen ging bei dem Präsidenten Theodor Reh ein Schreiben Gagern's ein, welches denselben und die Versammlung benachrichtigte, der Reichsverweser habe den Geheimen Justizrath Dr. Grävell zum Minister des Innern ernannt und ihm einstweilen das Präsidium des Ministerraths übertragen.

Die Mittheilung dieses Schreibens erzeugte unter den Abgeordneten wie auf den Galerïen große Bewegung. Der neue Ministerpräsident bat um das Wort, ward aber mit großer Unruhe empfangen. Er sagte im Anfange seiner kurzen Rede:

„Meine Herren! Wenn Sie auf mein weißes Haar sehen, so werden sie mir zutrauen, daß nicht Eitelkeit

oder Ehrgeiz mich dazu bewegen konnte, um einen Posten mich zu bemühen, oder ihn nur mit Freuden anzunehmen, der mich aus den sorglosesten und bequemsten Verhältnissen herausbringt und eine so schwere Verantwortlichkeit auf meine Schultern legt, wie sie wol nicht schwerer aufgelegt werden kann. Ich bitte Sie darum, seien Sie so freundlich und erschweren Sie mir nicht die Last, die ich auf mich genommen habe. Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen!"

Und was that die Nationalversammlung?

Als Grävell die Namen der Mitglieder seines Ministeriums nannte: Detmold, Menke, Jochmus, entstand der größte Lärm, der je in der Paulskirche gewesen war, und es war seit einem Jahre viel Lärm dort gewesen, viel mehr als der deutschen Nation würdig war.

Gelächter oben und unten; die Galerien trampeln, pfeifen, schreien bis zur Ungebühr. In der Versammlung ruft man, als der Name Jochmus genannt wird: „Ist das der Pascha von den drei Roßschweifen?"

Von anstandsvoller Achtung, die auch republikanische Versammlungen ihren Würdenträgern zollen, keine Spur, der Präsident hatte die Macht nicht, die Ruhe herzustellen oder wollte es nicht. Wahrhaftig, ein beschämender Anblick!

Obwol der Ministerpräsident erklärt hatte: er werde folgenden Tags der hohen Versammlung das Programm des Reichsministeriums zugehen lassen, so übergab dennoch Ludwig Simon eine für dringlich erklärte Interpellation: „Ob der neue Ministerpräsident bereit sei, die deutsche Reichsverfassung, in Gemäßheit des Artikel 15 des Gesetzes, unverkümmert zur Ausführung zu bringen?"

Grävell ließ sich nicht verblüffen, er bat, bis morgen zu warten.

Nun ein neuer dringender Antrag von Ziegert: „Die Nationalversammlung erklärt: «Das neugebildete Ministerium besitzt das Vertrauen der Mehrheit des Hauses nicht.»"

Die Mehrheit fühlte denn doch, daß das vor der Mittheilung des Programms verfrüht sei. Von allen Seiten schrie man: Zurücknehmen! und der Antragsteller gehorchte.

Am andern Tage war Himmelfahrt. Dennoch wurde eine Nachmittagssitzung auf vier Uhr anberaumt. Die Frankfurter pflegen an diesem Tage und schon in der Nacht vorher im Frankfurter Hölzchen „bei Appelwei und Wei" Natur zu kneipen. Der trunkene Galeriepöbel empfing das Reichsministerium mit unendlichem Hohn, was sich zu Pfingsten 1866 im Saalbau

gegen Preußen und Norddeutsche feindlich geberdete, das tobte damals gegen ein österreichisches Reichsministerium.

Ein Antrag Welcker's wurde als dringlich angenommen, worin die Nationalversammlung dem Reichsministerium ihr Mistrauen aussprach und seine Ernennung als eine Beleidigung der Nationalrepräsentation auffaßte.

Das war dem Hannoveraner Freudentheil, in welchem viele das Urbild der Detmold'schen Piepmeier finden wollten, noch nicht stark genug, er donnerte bald im Baß, bald in der höchsten Fistel: „Es sei auszusprechen, daß ein Schrei der Entrüstung durch alle deutschen Gauen gehen würde, wenn die designirten Reichsminister nur vierundzwanzig Stunden im Amte blieben, es erheische demnach die Ehre und die Pflicht der Nationalversammlung dringend, Minister solcher Geistesrichtung, wie die designirten, sofort mit dem entschiedensten Unwillen zurückzuweisen."

Detmold zeichnete ihn während der Rede und reichte das Bild auf den Ministersitzen herum, das den besten Caricaturen Bonin's nicht nachstand. Das Blatt mit der Unterschrift „Piepmeier gegen das Reichsministerium" ist in den Privatbesitz Bruno's übergegangen.

Karl Vogt meinte: „Man solle sich bei einem

Mistrauensvotum nicht aufhalten, wenn man morgen schon in die Lage kommen könne, den Träger der Centralgewalt dahin zu schicken, wo er hergekommen.“ Ob er sich selbst schon in der Heldenrolle des künftigen Trägers der Reichsgewalt erblickte? —

Die Nationalversammlung war ein Jahr und einen Tag alt, als sie den Beschluß faßte, die Centralgewalt zu beseitigen und einen Reichsstatthalter womöglich aus der Reihe der regierenden Fürsten zu wählen. Die Politiker des Nürnberger Hofes waren die Macher. Detmold grinste während der Verhandlung und flüsterte dem hinter ihm sitzenden Bruno so laut, daß man es auf den Bänken der zunächstsitzenden Abgeordneten hören konnte, zu: „Jakob, setz' die Mütze auf, damit dir die Reichsstatthalterschaft nicht auf den Kopf fällt.“

Der Ministerpräsident erklärte, der Reichsverweser werde sein Amt in die Hände zurückgeben, aus denen er dasselbe empfangen, in die Hände der Nationalversammlung, seine Macht werde er in die Hände der Regierungen zurückgeben, von der er sie durch den Bundestag erhalten. Es erhob sich ein ungeheueres Geschrei. Die Linke schrie: „Diese Dummheit! das ist unverschämt, schändliche Frechheit!“

„Nennen Sie in Ihrem Berichte diese Schreier“, sagte Detmold zu Bruno gewendet, dessen Thätigkeit

bisher darin bestanden hatte, daß er im Sinne des Reichsministeriums für verschiedene Zeitungen Berichte schrieb, und der damit beschäftigt war, die Rede des Ministerpräsidenten nach der vom Stenographenamte gesendeten Uebersetzung abzuschreiben, damit sie unverfälscht in die größern Zeitungen komme.

„Vergessen Sie auch nicht", fuhr der Kleine nach einiger Zeit fort, „zu erwähnen, wie es die Majorität dieses Traumes von einem Schatten anfangen will, die Centralgewalt zu beseitigen, nachdem sie nicht einmal das Ministerium der Lächerlichkeit hat beseitigen können. Auch können Sie dreist vorhersagen, daß nicht achtundvierzig Stunden vergehen werden, und die Edeln, welche vorgestern die Verordnung vom 14., welche die Preußen zurückruft, für unverbindlich erklärten, werden, Gagern und Dahlmann an der Spitze, reißaus nehmen."

Nach kurzer Zeit drehte sich der Justizminister abermals zu seinem Freunde: „Wenn Sie nach Augsburg schreiben, vergessen Sie nicht, dem künftigen Reichsstatthalter zu empfehlen, daß er für den Nürnberger Hof und seine sonstigen Wähler die Tagesgelder, drei Monate pränumerando womöglich, mitbringe, denn alle Taschen und Börsen sind leer."

Als man aus der Paulskirche ging, sagte Detmold: „Jetzt werden sie sich gegenseitig mit Koth bewerfen,

wie die frankfurter Straßenjungen, sie, die sich zu der Erbkaiserwahl verbündeten. Die Linke wird die Schuld auf die Centren schieben, diese auf die Extreme, niemand wird zugestehen wollen, daß die Schuld des Mislingens an allen denen liegt, welche das Princip der Vereinbarung von sich wiesen und das Einzig-undallein zur Devise erhoben."

Detmold hatte recht. Alles, was er vorhersagte, traf ein; nach wenigen Tagen begannen sogar die Führer der Linken mit ihm, dem Verhöhnten, zu verhandeln wegen eines Vorschusses der Bureaukosten und Diäten. Man wollte sich im Süden festsetzen und verschanzen, um bessere Tage zu erwarten. Es wurden auch fünfundzwanzigtausend Gulden bewilligt; allein die Auszahlung fand Anstand, da Reh, der Präsident, resignirt hatte, nachdem der Antrag Vogt's auf Verlegung der Nationalversammlung nach Stuttgart angenommen war. Da die Anweisung aber auf Reh lautete, weigerten sich die Kassenbeamten auszuzahlen, und auch das Reichsministerium wollte eine Nationalversammlung außerhalb Frankfurts nicht anerkennen.

Die Nationalversammlung tagte am 30. Mai zum letzten mal in Frankfurt — an der Farce des stuttgarter Rumpfparlaments betheiligte sich keiner unserer Freunde.

Am Abende des letzten Mai kam Gottfried, von Bruno Abschied zu nehmen, und beschwor ihn nochmals, von der unglückseligen Verbindung mit Detmold zu lassen. „Weißt du denn, daß dieser buckelige Don Juan, der in Paris das liederlichste Leben führte, sich mit einer jungen, schönen, gebildeten, vornehmen, reichen Frankfurterin verlobt hat?" sagte er.

„Ja", erwiderte jener, „eine Kupferstichsammlung hat dies zu Stande gebracht, und das kleine Laster hat seine zwölf Bände Scenenzeichnungen nach der Natur verbrannt und wird ein moralischer Mensch werden."

Gottfried schüttelte sein Haupt und ging.

Bruno hatte in der Nacht einen beängstigenden Traum. Die beiden schönen Detmold'schen Kater, die er so oft gestreichelt, hatte ein Fräulein R. in Hannover in Kost und Pension genommen. Er träumte nun, sie hätten sich auf- und davongemacht, um den Reichsjustizminister in Frankfurt aufzusuchen, und da er in dessen Arbeitscabinet eingeschlafen war, so schmiegten sie sich so fest um seinen Hals, daß ihm das Athmen immer schwerer wurde und er zu ersticken drohte. In Verzweiflung wollte er die Thiere vom Halse reißen, als er erwachte.

Siebentes Kapitel.

Auf freiem Boden. Rückblick und Verständigung.

Vierzig und ein Jahr waren verflossen, seitdem Heloise von Wildhausen, Agnese von Kitzow und Georg Baumgarten in Amerika eine Zuflucht gesucht hatten; aber unsere heustedter Freundin wie ihr Gemahl selbst waren aus dem Leben geschieden, beweint von Kindern und Enkeln und betrauert von vielen Hunderten von Arbeitern, denen Grant Vater und Freund gewesen. Agnese war merklich zusammengefallen und zusammengeschrumpft, aber sie hatte die zähe Gesundheit schmächtiger Personen, die das funfzigste Jahr erreicht haben, und war raschen, kühnen Geistes. Sie litt nicht an den Nerven, litt nicht am Herzen, ging trotz der Gebücktheit mit den jüngern Leuten um die Wette, war aus einer schüchternen deutschen Jungfrau eine Amerikanerin geworden. Der Gemahl Georg war noch so frisch, wie wir ihn 1837 bei dem göt=

tinger Jubelfeste sahen, obgleich schon siebenundfunfzig alt. Die kräftige Natur seines Vaters, das Leben im Freien und Grünen hatte ihn munter erhalten, um die Hütte selbst kümmerte er sich wenig, er sorgte nur für Holzkohlen. In den Betrieb der Hütten und Walzwerke theilten sich sein Sohn Hermann und Aaron Grant, der älteste Sohn Heloisens. Georg Grant, den wir in Göttingen kennen lernten, hatte später unter Steinheil in München seine elektromagnetischen Studien weiter betrieben und, in sein Vaterland zurückgekehrt, sich mit Samuel Morse verbunden, der gleichzeitig wie Gauß und Weber auf den Gedanken verfallen war, das elektromagnetische Fluidum zum Telegraphiren zu benutzen, aber einen Schritt weiter ins Praktische gethan hatte, indem er zugleich eine Maschine erfand, welche die Buchstaben der Telegraphen aufzeichnete.

Georg erbaute mit diesem im Verein die erste und einzige Telegraphenlinie, welche auf Staatskosten angelegt wurde, die von Washington nach Baltimore. Gegenwärtig war er in Neuyork, um wegen einer neuen Linie, welche diese Stadt mit Cincinnati und weiter mit Saint=Louis verbinden sollte, mit dem Verwaltungsrathe einer Compagnie zu verhandeln.

Sein Studiengenosse Robert Baumgarten, der die

Handelsgeschäfte des Hütten- und Walzwerks vertrat, war auf einer Reise in dem fernen Westen, um mit der großartigsten Eisenbahncompagnie, die bis heute die Welt gesehen, welche die Erbauung eines Schienenwegs bis zum Stillen Ocean beabsichtigte, wegen Schienenlieferung Contracte abzuschließen, zugleich aber für seinen Freund Hellung, der ihm von England geschrieben, daß er als deutscher Flüchtling nach Amerika komme, um sächsischen Zuchthäusern zu entfliehen, eine Stelle als Eisenbahningenieur zu suchen.

Wie hatte Amerika sich geändert, seitdem Bollmann vor einem halben Jahrhundert die pittsburger Eisenerze entdeckte, ja selbst seit der kürzern Zeit, wo die Hohöfen erbaut wurden? — Damals lag Pittsburg noch tief in dem Westen, jetzt rechnete man Pennsylvanien beinahe schon zu den Oststaaten. Damals war alles Land westlich von den Alleghanies und nordwestlich des Ohio ein einziges großes Territorium gewesen, das unser hoyaer Freund im Interesse Burr's beinahe zuerst durchforschte. Jetzt waren daraus die Staaten und Territorien Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Iowa, Wisconsin entstanden, schon bevölkert mit Millionen Weißer, während zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts nur wilde Rothhäute dort hausten.

Robert Fulton hatte es nicht mehr erlebt, daß die Savannah, der erste Dampfer, von Neuyork nach Liverpool fuhr und die Reise von Europa, welche bisher ein halbes Jahr und länger in Anspruch nahm, in vier Wochen und dann in vierzehn Tagen zurückgelegt werden konnte.

Seit unsere Freunde auf Bettmann's Garten über die Geschicke Amerikas Bericht entgegengenommen, hatte van Buren, dann vier Wochen lang Harrison, darauf der charakterlose Verräther Taylor den Sitz im Weißen Hause eingenommen. In der vorletzten Präsidentenwahl war durch die südlichen Sklavenhalter James Knox Polk zum Präsidenten gewählt.

Es war 1845, auf Betrieb der Sklavenhalter, Texas annectirt — mit England hatte man die nördlichen Grenzen, das Gebiet der Dickohrigen (Oregon) regulirt, sodaß fortan alles Land vom vierundzwanzigsten Grade nördlicher Breite an als zu den Vereinigten Staaten gehörig anerkannt wurde.

Ein siegreicher Krieg mit Mexico, die Eroberung von Santa-Fé und Neumexico durch noch nicht zweitausend Freibeuter, die Eroberung Californiens, dessen Goldreichthum durch wissenschaftliche Forschungen des Professors Erman in Berlin schon festgestellt war, das waren die wichtigsten in das letzte Jahrzehnt fallenden Ereignisse.

Seit dem 5. März 1849 (der 4. war ein Sonntag) saß seit längern Jahren zuerst wieder ein Candidat der Whigs, der alten Föderalisten, als Präsident im Weißen Hause, Zachary Taylor. Jetzt, wo unsere Erzählung nach Westen überspringt, schrieb man Juni 1850.

Ganz Nordamerika, Regierung und Volk, wenn man einen solchen Unterschied überall machen darf, hatten die Errichtung einer französischen Republik mit Freuden begrüßt, und erwartungs= wie hoffnungsvoll sah man den deutschen Strebungen, einen Bundesstaat, ähnlich dem nordamerikanischen, zu errichten, entgegen, in richtiger Erkenntniß, daß eine Centralisation Deutschlands eins der wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte sein würde, weil eine solche vereinigte kräftige deutsche Macht zur Förderung des Weltfriedens, des freien Handelsverkehrs der Völker, zur Herstellung der gesetzlichen Freiheit und zur Verbreitung der Civilisation mehr beitragen würde als die Umwandlung der französischen Monarchie in eine Republik.

Daß man in Amerika schon damals glaubte, nur Preußen könne Schirmherr einer deutschen Einheit sein, zeigte sich am klarsten dadurch, daß man eine Vertretung bei der deutschen Centralgewalt für überflüssig

hielt und den nordamerikanischen Gesandten nach Berlin sendete.

In Pittsburg hatte sich das Hütten- und Walzwerk nach allen Richtungen ausgedehnt, sowol was die Geschäftslocale als die Wohnräume betraf. In dem von Bollmann für Karl Haus erbauten Wohnhause, das später Georg Baumgarten eingenommen hatte, wohnten jetzt der Hüttenverwalter und einige Aufseher. Für das Comptoir war da, wo der Eisenbahnstrang die Werke mit dem nahen Ostbahnhofe verband, ein mächtiges neues Gebäude erstanden, in welchem zwei Dutzend Comptoiristen und Schreiber beschäftigt waren.

Noch weiter von dem Hüttenwerke entfernt als Charltonhouse, hatte sich Georg Baumgarten auf einer Nußberghöhe, am östlichen Ende der Besitzung, in gleicher Höhe mit der in der Mitte liegenden Bollmanns-Pyramide ein Haus im Gothischen Stil erbauen lassen. Von dem nach Südwesten belegenen großen Balkon sah man auf das ewige Vermählungsfest der beiden großen Flüsse, die hier den Ohio bilden, auf die unzähligen Schlote und Dampfschornsteine, die sich im Kranze um die Stadt aufgebaut hatten und dieser theilweise schon einverleibt waren. Schon war Pittsburg der größte Fabrikort Amerikas, dessen Stahl- und Eisenwaaren über das Felsengebirge hinaus von

californischen Goldgräbern gesucht wurden, es war damals noch nicht überflügelt von der Königin des Westens, von Cincinnati.

Auf dem Söller seiner Burg saßen, durch ein Zelt gegen die Sonnenhitze geschützt, Georg Baumgarten und seine Gattin Agnese, daneben eine junge Frau, den ersten Sprößling auf dem Arme schaukelnd — es war die Schwiegertochter Olga, ein Sprößling aus der Ehe Grant's und Heloisens, dem ältesten Sohne Hermann vermählt. In einem Mahagonischaukelstuhle, mit vielen Polstern und Kissen ausgerüstet, wiegte sich ein junger Mann mit starkem deutschen Wühlhuberbarte und dampfte seine Havana.

„Du wirst dich entschließen müssen, Vetter Oskar", sagte der Hausherr, „ob du die Journalistenlaufbahn hier, wie dein Freund wünscht, fortsetzen, oder, wozu ich rathen möchte, dich auf den Advocatenstand vorbereiten willst. Da mußt du freilich in die Lehre gehen. Aber kein Stand bietet größere Aussichten. Unter den zwölf Präsidenten, welche seit Washington das Weiße Haus bewohnten, sind elf aus dem Advocatenstande hervorgegangen. Der Weg zum Congreßmitgliede oder Senator ist von keinem Standpunkte aus leichter. Wenn du also von Politik nicht lassen kannst, werde Advocat, ich habe in der

Stadt Freunde, bei denen ich dich in die Lehre sende."

„Ich möchte das amerikanische Leben noch näher ansehen", sagte der Bärtige, in welchem meine Leser unzweifelhaft Oskar Schulz erkennen, den wir hinter den Gittern des Cleverthorgefängnisses verlassen haben. „Es hat ja nicht so große Eile, was mich selbst anbetrifft. Du weißt, es fehlt mir nicht an Mitteln, mein ganzes väterliches und mütterliches Erbtheil steckt noch in der Fabrik zu Linden, allein mein Bruder verzinst es so gut, daß ich allenfalls hier von den Zinsen leben kann. Aber Kraftmeier liegt mir auf der Seele, er hat nichts und versteht kaum englisch."

Oskar hatte seine Strafe in Hildesheim verbüßen müssen, dort lernte er Kraftmeier kennen, gleichfalls einen Journalisten, der aber wegen Theilnahme am hildesheimer Aufruhr verurtheilt war. Kraftmeier hatte mit dem Töchterchen des Gefangenwärters ein Liebesverständniß angeknüpft und sie war dem Geliebten nach Amerika gefolgt. Hier saß er nun in Columbus, wußte nichts zu beginnen und drängte Oskar, hinüberzukommen, eine Druckerei zu kaufen, ein deutsches Journal zu gründen und mit ihm herauszugeben.

„Lieber Vetter", sagte der Amerikaner, „du bist mein werther Gast und fällst uns hier in keiner Weise

zur Last, du bist uns lieb und werth. Aber, mein junger Freund, in Amerika führt man kein Bummlerleben, man unternimmt etwas, sei es auch, um nach Wochen oder Monaten zu wechseln. Ich sehe ein, daß du deinem Fluchtgenossen unter die Arme greifen mußt, ob ihm aber durch Gründung eines Journals geholfen sein wird, möchte ich bezweifeln. Seit vorigem Jahre sind in der Union von deutschen Flüchtlingen über hundertsiebzig deutsche Zeitungen, Wochen- und Tageblätter gegründet, weil die meisten dieser Flüchtlinge nur Federhelden sind. Die Hälfte dieser Journale ist schon wieder zu Grunde gegangen, nachdem die Gründer die letzten Reste ihres Vermögens geopfert. Wo sich mehrere verbanden, übervortheilte einer den andern. Einer der Unterredacteure der «Evening Post» in Neuyork, den ich kenne, schilderte mir vor einiger Zeit sein Leben in den traurigsten Farben: «Spaziergänge im Freien, Besuche des Theaters, das sind Dinge, die ich seit Jahren nicht genossen habe; meine Frau und Kinder sehe ich höchstens Sonntags, wenn nicht etwa Sonnabends noch ein Dampfer aus Europa eintrifft, Sklavenarbeit im Freien ist golden gegen diese geistige Sklaverei im Redactionsbureau.»

„Bleibe fort von der Journalistik. In Columbus gibt es, soviel ich weiß, schon zwei deutsche Zeitungen,

der «Westbote» und der «Republikaner», und drei Wochenblätter, alle demokratisch. Wie wird sich dort ein neues deutsches Organ begründen lassen, wenn es nicht etwa die Sklaverei vertreten wollte und die Abreißung des Südwestens?“

„Ja, aber dem Kraftmeier und seiner Frau muß ich helfen, sie haben mich aus der verdammten Festung befreit, in der ich verrückt geworden wäre, sodaß ich nur einige tausend Schritte weiter auf den Wällen in das Irrenhaus hätte gebracht werden müssen, wenn ich nur noch zwei Monate dort zugebracht hätte. In Beziehung auf die Journalistencarrière gebe ich dir recht. Ich habe anderthalb Jahre geglaubt, an der Weltgeschichte zu arbeiten, indem ich Zeitungsartikel schrieb, aber die Welt ist darum doch ihren eigenen Weg gegangen. Sie hätte mich ruhig hinter Schloß und Riegel sitzen lassen. Auf eine nochmalige demokratische Erhebung in Deutschland, auf welche die meisten Flüchtlinge hier ihre Hoffnung setzen, rechne ich nicht; aber was ich von euerm vielgerühmten, gloriosen Amerika gesehen, zieht mich nicht an. Diese ewig rastlose, krampfhaft angespannte Thätigkeit der Leute hier widert mich an, da die Menschen blos des Erwerbes wegen geschaffen scheinen und gleich euern Hohöfen und Dampfmaschinen nur Geld und abermals Geld

knirschen. Ich habe hier in Nordamerika noch keine Spur deutscher Gemüthlichkeit gefunden und bin zweifelhaft, ob ich nicht nach Deutschland zurückgehe. Finde ich doch dort noch immer vier- bis fünfunddreißig Vaterländchen, wo ich kein Hochverräther bin."

„Verstehst du, junger Vetter, unter deutscher Gemüthlichkeit, auf den Bierbänken herumzuliegen, zu kneipen und zu singen, umherzuschlendern, sorglos in den Tag hineinzuleben, so ist dafür bei uns allerdings der Boden nicht. Hier heißt es arbeiten und durch eigene Arbeit frei und selbständig werden. Denn das weiß bei uns jedes Kind, daß nur Besitz und Reichthum die wahre Freiheit gibt, und darum strebt jedermann danach. Auch die Romantik fehlt. Statt verfallener Thürme alter Raubburgen siehst du Dampfkessen, hörst den Schmiedehammer statt Rappier- oder Degengerassel. Aber was beschaffen wir auch!"

„Was ihr beschafft?" fiel der Bärtige dem Vetter heftig in die Rede; „wahrlich nichts Großes, nichts von ethischer und idealer Bedeutung." Er sprang vom Wiegenstuhle auf und schleuderte das Cigarrenende weit über den Söller hinaus.

„Man sieht in der That, daß du nur Neuyork und die Congreßstadt gesehen", entgegnete der Freund ruhig, „und noch wenig oder nichts von unserm Leben

und Treiben begriffen hast. Du hast nicht die entfernteste Ahnung, wie es scheint, daß wir im Begriff stehen, den größten Kampf, der je für ein ethisches Princip gekämpft ist, zu beginnen, den Kampf um die Gleichberechtigung der Menschen ohne Ansehen der Farbe. Es tritt der Bruderkrieg, der Krieg zwischen Norden und Süden, stündlich näher an uns heran, es handelt sich darum, die Sklaverei nicht weiter um sich greifen zu lassen in den neueroberten Staaten, wie in den sich aus Territorien zu neuen Staaten heranbildenden Regionen des Westens, die südlich der Compromißgrenze liegen. Demnächst wird es sich geradezu um die Aufhebung der Sklaverei handeln.

„Leider ist es nicht nur möglich, sondern wie Grant, das Congreßmitglied, glaubt, sogar wahrscheinlich, daß unsere Staatsmänner, die seit Jahren von den Sklavenbaronen beherrscht sind, auch in diesem Jahre vor einem offenen Bruche zurückschrecken und abermals zu Compromissen ihre Zuflucht nehmen. Die Sklavenhalter wollen nämlich nicht, daß Californien nur unter der Bedingung als Staat aufgenommen werde, kein sklavenhaltender Staat zu sein; sie spielen mit dem Rechtssatze, daß nicht der Congreß, sondern jeder einzelne Staat selbst zu bestimmen habe, ob er Sklaven dulden wolle oder nicht. Ferner steht die Frage der

Sklavenjagden auf der Tagesordnung, die leider durch den unglückseligen Vergleich von 1793 zum Gesetz geworden sind. Nach unserer Constitution soll kein freier Staat « den Flüchtling von gezwungener Arbeit » schützen. Freilich wir in Pennsylvanien haben unsern Beamten trotzdem verboten, flüchtige Sklaven einzufangen. Ein Sklave, der Pennsylvanien betritt, ist so gut wie frei. Aber die Sklavenbarone überschreiten mit ihren Bluthunden unsere Grenzen und schießen die entflohenen Sklaven lieber todt oder lassen sie von Bluthunden zerreißen, bevor sie unter den Schutz einer Stadt oder eines Ortes kommen, hinreichend bevölkert, um die Baumwolljunker mit Flintenschüssen über die Grenze zurückzutreiben."

„Das ist mir allerdings neu", sagte unser Freund aus Hannover, „und ein solcher Kampf gegen die Sklavenhalter würde mir schon erwünscht sein."

„Willst du dich der großen Sache widmen, der Aufgabe, die schon Franklin einleitete, mit ganzer Seele und Gemüth widmen, so hast du ein Lebensziel so schön und reich, wie du es nur verlangen kannst, denn es wird viel Arbeit geben. Ich kann dir in diesem Falle die beste Unterstützung schaffen. Du mußt dich in unsere Loge zu den Cedern des Libanon aufnehmen lassen, es trifft sich das gut, in nächster Zeit ist große

Aufnahmeloge. Wir arbeiten hauptsächlich für die Gleichheit und Freiheit der schwarzen und andern Menschenrassen und sehen unsere gefährlichsten Feinde in den Afterlogen des Südens, in den Rittern vom Goldenen Zirkel und wie sie sich sonst nennen."

„Thun Sie das, lieber Vetter", nahm Olga, zum ersten mal sich in das Gespräch mischend, das Wort, und richtete das große schöne Auge bittend zu ihm empor.

„Aber damit wir nicht vom Ziele abkommen, wie helfe ich Kraftmeier?"

„Sprachen Sie, lieber Vetter", begann jetzt Agnese, „nicht auch von einem zweiten Plane Ihres Freundes, dem, eine Leihbibliothek anzukaufen, wozu er 300 Dollars bedürfe?"

„Ich danke, liebe Frau, daß du mir das ins Gedächtniß zurückrufst. Höre, Schulz, das ist viel praktischer. Ich schieße die 300 Dollars her, um die Bibliothek mit Einrichtung anzukaufen, obgleich das meist Schund sein wird, vielleicht Ritter-, Räuber- und Geisterromane. Aber es kommt mir vor allem darauf an, für deinen Freund eine passende Beschäftigung zu finden. Laß den jetzigen Inhaber der Leihbibliothek weiter nach Westen ziehen, nach Saint-Louis, wir wollen ihm die Mittel gern geben, wenn dein

Retter nur vorerst Unterhalt und Beschäftigung findet. Wenn dieser Kraftmeier unter der leipziger Buchhändlerschaft wirklich so viele Bekannte hat, als er sagt, so lassen sich dort für 500 Dollars so viele Bücher antiquarisch aufkaufen, daß er die 20000 Einwohner von Columbus bis an das Ende seines Lebens damit speisen kann. Ziehe auf deinen Bruder 500 Dollars und schicke an Kraftmeier den Wechsel als Geschenk. Ich will ihm 300 Dollars zehn Jahre unverzinslich auf sein ehrliches Gesicht darleihen, dann muß er selbst zusehen, wie er durchkommt."

„Du bist sehr gütig, lieber Vetter; erlaube mir, daß ich über alles das meinen Beschluß aussetze, bis Freund Hellung hier angekommen ist und ich mit ihm mich besprochen."

„Der wird hoffentlich in diesem Augenblicke ankommen, ich höre da von Osten den Kurierzug von Neuyork heranbrausen, er wird uns die Lieben bringen; denn daß der Dampfer, welcher Hellung von England brachte, schon vorgestern in Neuyork gelandet ist, melden uns die Zeitungen."

Unser Freund aus Dresden, den die Furcht vor dem Zuchthause in Waldheim zur Flucht nach Amerika getrieben hatte, war mit seiner Minna und den Kindern glücklich in England angekommen. Von hier

meldete er seinen pittsburger Freunden von Göttingen her die Absicht, nach Amerika überzusiedeln, und bat sie, für ihn eine Stellung als Eisenbahningenieur zu suchen. Er wollte den Aufenthalt in England nicht vorübergehen lassen, ohne alle neuen technischen Erfindungen und Verbesserungen in diesem Fache, namentlich die grandiosen Brückenbauten, durch die sich Großbritannien auszeichnete, kennen zu lernen.

Später hatte er Schiff und Abfahrtszeit wie wahrscheinliche Ankunft gemeldet. Aaron Grant führten gerade um diese Zeit Geschäfte nach Neuyork, wo er mit seinem Bruder die deutschen Flüchtlinge erwarten wollte. Während der Hundstage wollte die Familie mit diesen in Charltonhouse verbleiben, nach deutscher Art, ohne sich von Geschäften drängen zu lassen, sich der Erinnerung an die Vergangenheit und Jugend erfreuend und für die Zukunft Plane entwerfend.

Nach einer Stunde kam denn auch von Charltonhouse die freudige Botschaft, die Deutschen seien angekommen. Nun sollte der Thee im Pavillon der Bollmanns-Pyramide, die zwischen beiden Besitzungen etwa in der Mitte lag, eingenommen werden.

Frau Doratine, die Gemahlin des ältern Grant, die Tochter eines süddeutschen Flüchtlings aus den dreißiger Jahren, machte die Wirthin. Hatte Heloise

schon deutsche Sitte und Brauch hier eingebürgert, so hatte die lebendige Rheinpfälzerin, deren Vater einst in der bairischen Zweiten Kammer und auf dem Hambacher Feste eine bedeutende Rolle gespielt, aus dem Gemahl alles steif-englische und affectirt-neuyorkische oder philadelphische Wesen hinausgetrieben. Man glaubte sich in diesem Kreise nach Heidelberg oder Kaiserslautern versetzt.

Hellung, Georg Grant und Oskar Schulz hatten sich seit beinahe zwölf Jahren nicht gesehen, und welche bedeutenden Jahre für die Weltentwickelung! Mit welchem Jubel man sich umarmte, sich an die Jugendtage in Göttingen, die Vertreibung der Sieben, den Zug nach Witzenhausen, die Bekränzung der Statue Wilhelm's IV. auf dem Wilhelmsplatze erinnerte, das bedarf keiner Beschreibung. Als aber am späten Abend auch noch Robert Baumgarten aus dem Westen über den Ohio dampfte, da ließ die aufmerksame Hausfrau die Theetassen hinwegräumen, Rheinwein und Champagner in Eis legen und entfernte sich, um die ermüdete Minna und die Kinder zu Bett zu bringen.

Bald saßen denn auch die Freunde bei deutschem Rheinwein zusammen und tranken auf das Wohl der Republik, der nordamerikanischen wie der zukünftigen deutschen, und die Verbrüderung beider zur Freiheit.

Störend allein wirkte der Gedanke an den Mentor in Göttingen, an unsern Freund Bruno, dessen Verhalten im frankfurter Parlament allen unbegreiflich war, dessen Uebergang in das österreichische Lager als Unterstaatssecretär Detmold's und dessen Uebertritt in hannoverische Staatsdienste als Regierungsrath von allen Flüchtlingen einstimmig den bittersten Tadel erfuhr. Man gab den Vetter auf und hielt ihn für ein Opfer der verkommenen deutschen Zustände.

Hellung solle berichten, wie ihm Amerika gefalle.

„Ich bin drei Tage in Amerika, habe also wenig außer Neuyork gesehen und auch dieses mit Freund Grant in Einem Tage durchgehetzt. Da kann man ein Urtheil nicht haben. Nur so viel scheint mir unzweifelhaft, daß in Betreff der Narrheit die Menschen sich gleich sind. Wir trafen Neuyork mitten im Jenny-Lind-Fieber, und ich muß als guter Sachse gestehen, daß Dresden und Leipzig weniger närrisch sich benahmen. Es stand dieser Lind-Enthusiasmus der Riesenstadt sehr albern zu Gesicht, denn man sprach von nichts als von der schwedischen Nachtigall. Nun, Herrn Goldschmidt werden die neuyorker Dollars schon gefallen. Dann glaube ich einen allgemeinen Charakterzug der Nordamerikaner schon entdeckt zu haben, entdeckt durch eine Aeußerung, die ich in diesen drei

Tagen viel hundertmal hörte. Bestelle man in einem Gasthause oder auf einem Dampfer was man wolle, man erhält die Antwort: «Well, in weniger als keiner Zeit steht es zu Dienst.»

„Kein Volk der Erde scheint von der Bedeutung der Worte: Zeit ist Geld, so durchdrungen zu sein als der Yankee. Man braucht nur ein Dutzend Amerikaner essen, d. h. schlingen zu sehen.“

„Da stimme ich dir vollkommen bei“, sagte Oskar Schulz, „die Hast, mit der hier alles und jedes geschieht, ist mir vollkommen zuwider. Man möchte Rom in Einem Tage erbauen. Man überheizt die Dampfschiffe und lebt in Gefahr, heißgebrüht in die Luft gesprengt zu werden, um eine Stunde früher zum Ziele zu kommen; man hat kaum Zeit, bis die Eisenbahnschienen festgenietet sind, die Locomotive steht schon vorn auf der Schiene, wenn die hintern Nieten noch fehlen; ein Yankeefahrzeug hat noch einmal soviel Segelzeug als ein englisches oder deutsches; man sucht nicht so viel zu lernen als möglich ist, sondern schnell zu lernen, was nothwendig ist, ins Geschäft zu kommen, zu verdienen, reich zu werden.“

„Lieben Freunde“, unterbrach Georg Baumgarten den Redenden, „das Wort der Bibel: Man sieht den Splitter im fremden Auge leichter als den Balken im

eigenen, bewährt sich jenseit wie diesseit des Oceans, und wird sich auch wol hinter dem Pacific bewähren. Ich bin über vierzig Jahre hier und glaube in dieser Zeit das, was den Nordamerikaner vor andern Völkern charakterisirt, herausgefunden zu haben; ihr habt nur auffallende Nebenzüge, wenn ich so sagen darf, entdeckt. Das Charakteristische Nordamerikas ist die Idee der Freiheit, der Freiheit in jeder Form, im Staate wie in der Kirche. Das Streben nach Reichthum muß, wie ich heute schon zu Schulz sagte, aufgefaßt werden als Streben, sich die Mittel zur völligen Freiheit und Unabhängigkeit zu schaffen."

„Aber wie reimt sich damit der Besitz von drei Millionen Sklaven?" entgegnete Oskar.

„Die Sklavenfrage ist der faulste Punkt im Leben der Union, das haben schon Washington, Jefferson, Madison und alle Denker gesagt. Sie war durch die historische Entwickelung, durch gegebene Verhältnisse des Südens, mit denen man nicht zu brechen wagte, namentlich bei den Verdiensten der Virginier um Schaffung der Unabhängigkeit, bedingt. Durch die Ueberlegenheit der südlichen Staatsmänner, durch ihre Ungesetzlichkeit, ihr Drohen mit Secession und Nullification, durch den Ausfall der Präsidentenwahlen für die Demokraten, durch den Anschluß neuer südlicher Sklaven-

staaten ist das Uebel verstärkt. Wir wollen über dieses Kapitel erst weiter reden, wenn ihr, lieber Oskar und Hellung, euch überzeugt haben werdet, wie groß die Anzahl der Männer im Norden ist, welche gegen diese Schmach ankämpfen. Laßt die Beurtheilung amerikanischer Zustände vorläufig beruhen. Du, lieber Hellung, der du zuletzt von Europa herübergekommen bist, berichtest wol von den Aussichten in Deutschland, Freiheit und Einheit zu schaffen, von den deutschen Flüchtlingen in London und ihrem Treiben, wie du, Oskar, uns über Hannover das Nähere mittheilst."

Der Ingenieur erzählte ausführlich und schloß damit, daß Ruge, Ronge, Struve und Kinkel jetzt in London die deutsche Revolution in die Hand nehmen wollten.

„Ein Philosoph", seufzte Georg Baumgarten, „ein Religionsmacher der fadesten Sorte, ein edler Don Quixote und ein Kunstschwärmer und Poet; da fällt ja alle meine Hoffnung in die Asche."

„Ja, und was das Schlimmste ist, jeder hackt auf den andern und sucht ihn herabzusetzen", sagte Hellung. „In London erzählte mir ein Freund Struve's folgende von ihm als wahr verbürgte Anekdote: Im vorigen Sommer erbte Struve 800 Gulden und wandelte nun mit seiner Amalie Arm in Arm nach York

auf das Land, pachtete eine kleine Farm, kaufte Hühner, Gänse, eine Kuh, zwei Matratzen und zwei wollene Decken zum Schlafen. Aber Amalie konnte die Kuh nicht melken, diese schlug nach ihr aus. Da zog Gustav weiße Glacéhandschuhe an, band der Kuh die Beine zusammen und zerrte an den Eutern, bis diese krank wurden. Im Garten waren Gänse und Hühner. Amaliens ganze Beschäftigung, wenn sie Agathon in die Drillichhöschen gesteckt und sich selbst à la Bernoise angethan, bestand darin, die Hühner und Gänse aus dem Garten von den Erbsen, Bohnen und Kohl zu scheuchen. Ein Brombeerstand war das Werthvollste der idyllischen Pachtwirthschaft, da Agathon das schwarze Zeug nicht mochte. Ein Englishman bot dafür zwei Pfund dritthalb Shilling. Aber Gustav sagte: Nein, ich sammle selbst. Die Brombeeren wurden jedoch schimmelig während des Sammelns. Denn Gustav pflegte viele Stunden des Tags unter einem Baume zu liegen und kampfgeschworene Jünger, die zu ihm als Retter emporschauten, zu lehren, daß die Zeit der Ernte in Deutschland sich nahe. Endlich waren die Brombeeren gesammelt, ein ganzer Tragkorb voll, den ein Bauer nach York trug, Gust wollte selbst bei dem Verkaufe sein, und Amalie konnte nicht ohne Gust sein. Agathon in Drillichhöschen, schwarzem

Frack und großem Strohhute durfte nicht fehlen. Aber vergeblich wurden die Brombeeren in der Stadt und am Markte ausgeboten. Der Mob staunte die Bernoise an und verfolgte sie. Gust flüchtete in einen Shop; da hier nichts als sündhaftes Beef zu bekommen war, so machte sich die ländliche Familie selbst daran, ihre Früchte zu verzehren. Gustav holte seine Briefe von der Post. Die französischen, türkischen, elberfelder und schweizer Socialdemokraten erklärten sich zum Kampfe bereit, falls man noch ein wenig warten wolle. «Nun, da kaufe ich Papier», sagte Gust zu Amalie, «und wir schreiben inzwischen Weltgeschichte, du zeichnest die weiblichen Charaktere, ich die männlichen, wir wollen der Welt beweisen, daß alles Unglück von Adam bis zum Fehlschlagen der badischen Revolution vom Fleischessen herrührt.»

„Und solche Menschen drängen sich an die Spitze und wollen Deutschland in Freiheit bringen? Nein, ich glaube, wir Deutsche müssen, wie die Juden durch Moses, noch wenigstens vierzig Jahre in der Wüste herumgeführt werden, um praktisch zu werden und sodann in das gelobte Land der Einheit und Freiheit einzuziehen."

„Ich verkenne den Balken in unserm Auge nicht", sagte der Hannoveraner, „er ist: allzu großer ange-

borener oder anerzogener Respect vor dem Königthum und der Dynastie, übertriebene Besorgniß vor Anarchie und Gesetzlosigkeit, anerzogener Gehorsam und Autoritätsglaube. Da haben Stüve, Detmold, Vetter Bruno und alle, die für das Staatsgrundgesetz kämpften, ein Geschrei gemacht wegen Veränderung, namentlich des §. 17 des Staatsgrundgesetzes. Und im Jahre 1848, da Stüve Minister geworden, da er und seine Partei die Mehrheit in beiden Kammern haben und er das Verfassungsgesetz umändert, bleibt da nicht der §. 17 stehen wie er stand? Demzufolge tritt also nur bei geistiger Unfähigkeit eine Regentschaft ein, und wir Hannoveraner werden die Ehre haben, der Welt zu zeigen, daß auch ein blinder König zwei Millionen Menschen beherrschen kann.

„Als Kapitel 1 des Verfassungsgesetzes zur Berathung kam, war Bruno schon nach Frankfurt abgereist, und ich hatte unter den Deputirten wenig Bekanntschaft. Ich kannte nach den Verhandlungen nur Einen, den ich für muthig genug hielt, das delicate Kapitel anzuregen, das war der Bauer Siedenburg, der auch den Muth gehabt hatte, es als einen politischen Fehler Stüve's zu tadeln, daß er Männer wie Lütken und andere, die 1837 zum Verfassungsbruche gerathen hatten, auf ihren Posten ließ. Ich brachte

diesem Manne die vortreffliche Abhandlung Oppenheim's über die Regierungsunfähigkeit unsers Kronprinzen und beredete ihn, den Antrag auf Wiederherstellung des §. 17 zu stellen, welcher lautete: «Eine Regentschaft tritt ein, wenn der König entweder minderjährig ist oder sonst an der eigenen Ausübung der Regierung verhindert wird.» Siedenburg versprach das und theilte schon am selbigen Abend in der Parteiversammlung der Linken seine Absicht mit; die Partei stimmte bis auf wenige Aengstliche bei. Kaum hatten aber die Rechte und das Centrum davon gehört, als man von allen Seiten auf Siedenburg und die Linke einstürmte und ihnen angst und bange zu machen suchte. Das sei ein Noli me tangere, durch dessen Berührung die ganze Verfassungsrevision über den Haufen fallen würde! Wer die Verantwortung übernehmen wolle? Das Ministerium Stüve-Bennigsen würde, wenn der Antrag angenommen werde, seine Entlassung nehmen, denn es habe dem Könige versprochen, den Paragraphen zu lassen wie er sei. Dann bekomme man ein adeliches Reactionsministerium, und wohin das führen werde, könne man an den fünf Fingern abzählen. Ein blinder König, unter Leitung eines verantwortlichen Gesammtministeriums, sei gar so übel nicht, dann würde in der That erst in beiden Kammern

die Regierungsmacht ruhen, und man möge bedenken, daß an der Stelle der Adelskammer eine Kammer des großen Grundbesitzes existire, in der das bäuerliche Element überwöge. Das alles solle um eines Theorems willen auf das Spiel gesetzt werden?

„Kurz und gut, man schüchterte die Linke ein und Siedenburg stellte den Antrag nicht. Unter allen Deputirten hatte also keiner den Muth zu sagen: Ein Blinder ist nach göttlichen und menschlichen Gesetzen unfähig zur Regierung, da er nicht im Stande ist, seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen. Sprechen nicht gerade die Feudalgesetze, auf welche das Königthum sich so gern beruft, jedem Blinden wie jedem Krüppel die Regierungsfähigkeit und das Successionsrecht ab?

„Ich fürchte, meine Landsleute drüben werden es sehr schwer büßen müssen, diese Gelegenheit nicht benutzt zu haben, um den Blinden los zu werden. Der Herzog von Cambridge ist nach Wilhelm IV. der beste von allen Brüdern, er wäre Regent geworden. Den Kronprinzen habe ich durch einen frühern Kammerdiener, der ihn von erster Kindheit kennt, als einen sehr gefährlichen Charakter schildern hören; starrköpfig und eigensinnig wie sein Großvater, rücksichtsloser Absolutist und Egoist wie sein Vater, intriguant,

ränkevoll und heuchlerisch wie seine Mutter, dabei unzuverlässig und schwankend wie ein Stuart.

„Der alte Kanonier, wenn er in Ahle's Schenke im Kreise näherer Bekannten saß, pflegte zu sagen: «Der Blinde stürzt das Land ins Unglück; wenn er nur glaubt, selbst zu herrschen, so wird er der Spielball der Pfaffen, der Junker und aller Ehrgeizigen sein, welche ihn in diesem Glauben zu erhalten und zu bestärken wissen.»"

„Nun, Kinder und Freunde, ich glaube, wir haben für heute genug politisirt", sagte Georg Baumgarten, „die Angekommenen werden müde sein, laßt uns die letzte dort aus dem schönen Keller der Witwe Cliquot, die noch im Kühler steht, auf eine gute Nacht austrinken."

Achtes Kapitel.

Die ▭ zu den Cedern des Libanon.

Schöne, friedliche Wochen wurden im Freundeskreise verlebt. Nur einmal wurden sie gestört, als der Telegraph am 9. Juli 1850 die Nachricht von dem plötzlichen Dahinscheiden des Präsidenten Zachary Taylor brachte. Fillmore zog nun ins Weiße Haus und Aaron Grant mußte nach der Congreßstadt zurück, wo der Kampf um die californische Sklavenfrage von neuem entbrannte, aber nicht im Sinne der Sklavenhalter, welche die Missourilinie bis zum Stillen Ocean ausdehnen wollten, entschieden ward. Californien, dessen Constitution die Sklaverei ausdrücklich verbot, blieb freier Staat, gegen den Protest zwar der Senatoren Jefferson Davis, Mason, Soulu und Julen, der spätern Rebellenführer.

Unsere deutschen Flüchtlinge wurden von Georg Baumgarten in eine der unzähligen Freimaurerlogen,

die es in Amerika gibt, und zwar in die zu den Cedern des Libanon eingeführt, welche in Pennsylvanien viele Schwester- und Töchterlogen hatte.

Die amerikanische Maurerei ist zwar, sowenig wie die europäische, zu der Einsicht gelangt, daß sie in einer Zeit wie die unsere auch dann ihre wahren Zwecke wird erfüllen können, wenn sie klar und öffentlich diese Zwecke, die ganze Erdmenschheit in einer allgemeinen Menschheitsbrüderschaft zu vereinen, lehrt und verbreitet; man sieht jenseit des Atlantischen Oceans ebenso wenig ein wie bei uns, daß sie nur durch ganze und volle Oeffentlichkeit die Schlacken, das Unedle und Menschheitswidrige, das sie in ihren Formen wie in ihrer Werkthätigkeit, in ihrem Rituale wie in ihren Symbolen aus dem Dunkel des Mittelalters mit herübergebracht hat, abstreifen kann. Allein die amerikanische Maurerei versteckt sich nicht in der Art wie die deutsche, sie tritt mit Pomp und Glanz öffentlicher Aufzüge auf.

Die Loge zu den Cedern des Libanon in Pittsburg hatte zwei verschiedene Locale für Winter- und Sommerversammlungen. Die drei letzten Logentage des Freimaurerjahrs und die vier ersten des neuen Jahres, das Johannisfest selbst eingeschlossen, wurden im Sommerlocale abgehalten. Es war die erste Lehrlings- und

Aufnahmeloge im neuen Jahre, am ersten Vollmonds-tage des Juli, als unsere Freunde nebst zehn andern Genossen in die Brüderschaft aufgenommen werden sollten. Die Brüder sammelten sich im Winterlogen-hause in der Stadt, von wo man mit Musik, Fahnen und Banner, mit Schurz und Kelle, der Meister vom Stuhl und die übrigen Würdenträger mit schweren goldenen Ketten, mit Bändern und Orden der ver-schiedensten Art und mit den Kennzeichen ihres Amtes durch einen großen Theil der Stadt zogen, angestaunt von Tausenden von Profanen, welche den großartigen Zug von neunundneunzig Meistern, hundertsechsund-sechzig Gesellen und über dreihundert Lehrlingen bis vor die Sommerloge begleiteten.

Diese war im Park, von einer zwanzig Fuß hohen Mauer umgeben, zu welchem ein Wohngebäude des Castellans den Eintritt gewährte. Aus dem Eingangs-gebäude trat man durch Arcaden in ein längliches Viereck, das auf drei Seiten von offenen Säulenhallen umgeben war, hinter denen eine dicke Taxushecke dasselbe vom übrigen Park abschloß. An der vierten Seite er-hob sich eine Art Kuppelbau, der durch zwei hohe aus Blech gefertigte Cedern verdeckt wurde. Die Meister nahmen ihren Sitz im Süden, die Gesellen im Westen, die Lehrlinge im Norden. Man saß unter Orangen-,

Citronen-, Mandel-, Oliven-, Lorber- und Myrtenbäumen. Als alle ihre Sitze eingenommen, begann zwischen beiden Cedern das erste Viertel des Mondes, durch elektrisches Licht dargestellt, zu schimmern, das an Helligkeit den Vollmond, der eben im Osten aufging, überstrahlte. Das Mondesviertel dehnte sich nach wenig Minuten bis zum Vollmonde aus. Nun erscholl aus dem Kuppelbau ein Männerchor mit Musikbegleitung, eine Hymne zu Ehren des Baumeisters aller Welten, während die Versammlung sich erhob und die Kopfbedeckung ablegte.

Als der Gesang beendet war, wurden die zwölf Aufzunehmenden in das Wohngebäude zurückgeführt, um entkleidet zu werden.

Seitdem der Mond zwischen den Cedern im Vollichte glänzte, sah man, daß der Kuppelbau durch eine mit blauer Seide überkleidete Breterwand verdeckt war, woran in großen goldenen Buchstaben die Worte glänzten: „Eingang zum Tempel Salomonis."

Dieser Eingang schob sich jetzt auseinander, man sah einen grünen Dom, gebildet aus Cedern und Palmen, wie im Eingange. Eine dreistufige Freitreppe, von der ganzen Breite des Baues, führte zu diesem Dome hinauf. Vorn, gleich an der Treppe, lag ein

großer kostbarer Teppich, in welchen der Tempel Salomonis eingewirkt war, an drei Enden dieses Teppichs standen hohe goldene oder vergoldete Candelaber mit nicht brennenden armsdicken Wachskerzen. Nach Norden und Süden vor zwei altarähnlichen Pulten zwei in Hohepriestergewande gehüllte Männer, einen Hammer von schwarzem Ebenholz in der Hand, an dem Zirkel und Winkelmaß in Elfenbein ausgelegt waren. Auf einer Art von Thron, mehr im Hintergrunde des grünen Domes, saß der Meister vom Stuhl, einen goldenen Hammer in der Hand. Er war mit einem schwarzen Frack bekleidet und hatte einen Cylinder auf dem Kopfe, wie alle Anwesenden, außer jenen in Hohenpriesterkleidern, die mit einer Art persischen Hutes bedeckt waren. Außer mit dem Schurzfell war der Meister aber mit breiten blauen und gelben Bändern geschmückt; er trug nicht nur wie alle Anwesenden das Zeichen der Loge, die Cedern am blauen Bande, sondern war außerdem mit goldenem Richtscheit, Zirkel und Winkelmaß behangen.

Ueber den Sitz des hammerführenden Meisters senkten sich vier Cedernzweige zu einer Art Thronhimmel herunter.

Auf dem ersten dieser Zweige glänzten wie Diamantfeuer die Worte: „Freier Boden"; das zweite

trug die Inschrift: „Freie Arbeit“; das dritte: „Freie Rede“; das vierte: „Freie Brüder“.

Vor ihm, auf dem Altar, lag eine Bibel in Folio, der älteste Bibeldruck Englands, auf derselben Zirkel und Winkelmaß. Im Hintergrunde glänzte über die Cedern hinweg eine Sonne, wie wir sie in Europa in Opern zu sehen pflegen. Neben und hinter dem Meister vom Stuhl saßen der Ersatzmeister, der erste Aufseher und andere Würdenträger der Loge.

Der Hammer des Meisters fiel auf den Altar, die Hämmer des zweiten und dritten Aufsehers folgten.

Der Meister erhob sich und richtete an den jüngsten Schaffner, der zum Zeichen seiner Würde einen schwarzen Maßstab trug, die Frage: „Was ist die erste Sorge eines Maurers?“ worauf dieser antwortete: „Zu sehen, ob die Loge gedeckt sei.“

„So thue deine Schuldigkeit!“

Der Schaffner umkreiste die Taxushecken und meldete, auf seinen Platz zurückgekehrt: „Die Loge ist gedeckt.“

Der Meister richtete dann an den ersten und zweiten Aufseher Fragen über ihren Platz in der Loge und ihre Thätigkeit, und nachdem diese dem Brauche gemäß geantwortet, erklärte er:

„Die Loge ist geöffnet, im Namen des heiligen

Johannes! Ich verbiete alles Fluchen und Schwören, alles Flüstern wie alle profanen Gespräche."

Der Meister stieg darauf von seinem Stuhle herab, ein Schaffner brachte ihm ein Licht, mit dem er die Wachskerze des Candelabers an der Ostseite des Tempels Salomonis anzündete und die Worte sprach: „Die Sonne regiert den Tag." Der erste Aufseher zündete darauf das zweite Licht an und sagte: „Der Mond regiert die Nacht." Der dritte Aufseher sprach beim Anzünden des dritten Lichtes: „Der Meister regiert die Loge."

Nun trat der Meister vom Stuhle wieder zu seinem Platze, gab mit dem Hammer einen Schlag, der von den Aufsehern am Teppich nachgeschlagen wurde, und sprach: „In Ordnung, meine Brüder!" Alle entblößten das Haupt, der Meister sprach das Gebet.

Darauf begrüßte der Meister die Brüder mit dem besondern Handschlag der Loge zu den Cedern des Libanon, welches von der Versammlung erwidert wurde. Als jeder wieder Platz genommen, sprach der Meister: „Geliebte Brüder, ich zeige euch an, daß die Meisterschaft die Arbeiten der heute aufzunehmenden Brüder, welche sie, in der Schwarzen Kammer eingeschlossen und von einem Aufseher bewacht, anfertigten, geprüft und dieselben für gut befunden hat. Wir dürfen hoffen,

zwölf tüchtige Mitarbeiter an unserm Werke zu gewinnen; ich befehle daher, die neuen Brüder, wenn sie entkleidet sind, vorzuführen und den Tempel zu schließen."

Die Wände schoben sich wieder zusammen, der Mond, dessen Licht, seitdem die Sonne über den Cedern aufgegangen, erblaßt war, strahlte wieder in hellem Glanze.

Die Aufzunehmenden waren nur mit Hosen und Hemden bekleidet, das rechte Bein war bis über das Knie entblößt, der linke Schuh war niedergetreten. Sie waren sämmtlich durch eine eiserne Kette an den Beinen miteinander verbunden, die Arme von je zweien waren mit silbernen Ketten zusammengehalten, die Handgelenke jedes einzelnen durch eine goldene Kette gefesselt. Ihre Augen waren unverbunden. So wurden sie von zwölf mit blanken Schwertern bewaffneten, das Gesicht mit Masken verhüllten Brüdern längs der Arcaden vor dem Eingange des Tempels Salomonis aufgestellt, wo sie auf der untersten Stufe in einer Reihe ihren Platz nahmen. Ihrem weitern Heraufdringen zu den beiden andern Stufen stellten sich von der Meisterstufe her die Aufseher, jetzt gleichfalls mit Schwertern bewaffnet, entgegen.

Der Führer des Gefangenenzuges aber trat die

drei Stufen zum Tempel Salomonis hinauf und klopfte mit dem Griffe seines Schwertes dreimal an die Pforte.

Die bisher sitzenden Maurer erhoben sich und bildeten einen sechsfachen Halbkreis um die Gefesselten, zuerst die Meister in einfachem Kreise, die Gesellen in doppeltem, die Lehrlinge in dreifachem, und sie begannen unter Musikbegleitung von den Arcaden her aus Mozart's „Zauberflöte“ den Chor der Priester zu singen, nachdem ein tiefer Baß die Worte des Sarastro vorgetragen hatte. Dieser Gesang machte einen eigenthümlichen Eindruck auf die Gefesselten.

Jetzt erscholl aus dem Innern des Tempels die Arie des Sarastro: „In diesen heiligen Hallen“, unter Begleitung des Flügels.

Als der Gesang beendet, schlug der erste Aufseher mit drei Schlägen an die Pforte des Tempels, aus diesem erfolgten drei Schläge mit dem Hammer: „Wer begehrt Einlaß?“

Der Führer des Zuges antwortete: „Zwölf Jünger, welche die Meisterschaft für würdig erachtet hat zum Eintritt in den Tempel.“

„Woher kommen sie?“ fragte die Stimme von innen.

„Von Westen“, lautete die Antwort.

„Wohin wollen sie?“

„Nach Osten!“

„Was suchen sie im Osten?“

„Die Freiheit und das Licht!“

„Sind sie frei geboren und frei?“

„Sie sind freie Männer, von freien Weibern geboren.“

„So wird sich der Tempel ihnen öffnen.“

Der Verschluß schob sich nach beiden Seiten zurück und die mit dreifachen Ketten Belasteten sahen geblendet und erstaunt die Pracht des grünen Tempels und lasen die Inschriften über dem Stuhle des Meisters. Dieser erhob sich und sprach mit Pathos:

„Der Mensch ist frei geboren und frei, und die Stufen zu diesem Tempel dürfen nur freie Männer besteigen! Alle Ketten, angelegt von Gewalt und Unrecht oder eigener Selbsttäuschung, sind zerreißbar, seien sie auch von Eisen und Stahl, von Silber oder Gold. Die Ketten des Irrthums, des Luges und Truges, der Sinnlichkeit und der Lusttriebe, die wir uns selbst oder die schlechter Umgang uns anlegt, und die symbolisch dargestellt durch die goldenen Ketten, die euere Hand fesseln, und die silbernen, die zwei aneinanderfesseln, sind zerreißbar wie die Ketten der Gewalt. Zerreißt euere Ketten!“

Das erforderte keine zu große Anstrengung, die Ketten waren danach eingerichtet, daß sie bei einer mäßig starken Bewegung sich öffneten und klirrend zu Boden fielen.

„Sie sind nun frei, meine Brüder“, sagte der Meister vom Stuhle; „dieses Symbol des Abwerfens der Ketten hat zugleich eine tiefere Bedeutung, daß unser Bund, der Sie heute aufnimmt, von der Ansicht ausgeht, daß Sie sich durch die Aufnahme freigemacht haben und freigemacht werden von allen lasterhaften Gewohnheiten, welche die Sklaverei mit sich führt. Unser Bund ist ein Bund freier Männer, im reifen Alter, Männer von gesundem Urtheile und sittlichem Lebenswandel. Wenn Sie, meine lieben Brüder, diese Stufen hinaufsteigen, so stehen Sie an den Grundsäulen des alten Salomonischen Tempels, rechts die Säule Jachin, d. h. die Stärke, links die Säule Boas, d. h. Aufgerichtetsein in dem Herrn. Die Früchte, die die Cedern des Libanon tragen, versinnbildet der Baldachin über meinem Haupte; es sind: freier Boden, freie Arbeit, freie Rede, freie Brüder.

„Wenn Metallketten, wenn selbst Diamantketten zerreißbar sind, unzerreißbar ist und bleibt die Kette der Bruderliebe, die uns verbündet.

„Bruder erster Aufseher, führen Sie die Brüder

einen nach dem andern mit den drei maurerischen Schritten nach Osten."

Es erfolgte dann das Aufnahmeceremoniell, dessen Beschreibung wir unterlassen können und müssen, da es dem deutschen Ritus sehr nahe kommt. Die Symbole der Freimaurerei, wie sie in den Tempelteppich eingewirkt waren, wurden den Aufzunehmenden erklärt, die Stiftungsgeschichte der Freimaurerei an Hiram's Tod anknüpfend mitgetheilt, Zeichen, Griff und Wort gegeben.

Schließlich überreichte der Meister vom Stuhle den Neuaufgenommenen die Schurzfelle, wie jedem zwei Paar weiße Handschuhe, für sich wie für die Schwester oder künftige Schwester, eine Gabe, die unserm Freunde Oskar Schulz, wie wir später sehen werden, sehr gefährlich wurde.

Es wurde ein sehr kriegerisch klingendes Lied gegen die falschen Brüder im Süden, die sich Freimaurer nennen und Sklavenhalter sind, gesungen, und Geld für abolitionistische Zwecke gesammelt. Die beiden Deutschen wunderten sich nicht wenig, als der Schatzmeister die Summe des heute Gesammelten auf 7350 Dollars angab. Die Bruderkette wurde geschlungen, ein Bundeslied gesungen, dann berief der zweite Aufseher die Brüder zu einer Tafelloge.

Während die Brüder einen Gang durch den Park machten, wurden unter den Bäumen, wo man bisher gesessen, die Tafeln gedeckt, bunte Lampions angezündet, fünf Springbrunnen, die bisher geschwiegen, in Thätigkeit gesetzt, der Tempel Salomonis war verschlossen. Es ging bei dieser Tafelloge munter zu, aber nicht unmäßig, sondern nach der Freimaurer Spruch: „Mäßig, froh.“ Der Vollmond am Himmel gab die herrlichste Beleuchtung und stellte die bunten Lampions in Schatten. Nachdem die officiellen Toaste auf die Union und das Sternenbanner, auf den Wollkämmer, jetzt Präsidenten Millard Fillmore, auf die verbundenen Logen u. s. w. getrunken waren, brachte der Meister vom Stuhle auch auf die neuaufgenommenen Brüder einen Toast aus und wendete sich dann zunächst an Hellung.

„Unsere Loge“, sagte er, „rechnet es sich zu einer Ehre an, dich, Theodor Hellung, der du als Mitglied des deutschen Parlaments wie in Dresden für die Freiheit gekämpft und geduldet, zu ihrem Mitgliede zu zählen, dich, den sein profaner Beruf schon zum Wegebahner nach Osten macht. Deine Lehrlings-, Gesellen- und Meisterarbeiten wirst du in den nächsten Jahren fern von der Loge zu den Cedern von Libanon im weitern Westen verrichten, aber du arbeitest immer

für die Loge selbst, denn jeder Schritt weiter nach dem Stillen Weltmeer ist ein Fortschritt für die Menschheit, ermöglicht das Ziel einer Erdenloge. Wir, die wir das Licht von Osten empfangen, haben den Beruf, die Freiheit, die dort verschwunden ist, wieder nach Osten zu bringen. Ich sehe im Geiste die Zeit kommen, wo nicht Europa, nicht Amerika der Mittelpunkt der Welt ist, sondern jene Inseln im Stillen Ocean, die heute noch zum Theil unbewohnt sind, zum Theil von wilden Völkern bewohnt werden.

„Du wirst auf deinen Bahnen auf Rothhäute stoßen, vergiß nie, daß es Menschen, daß es Brüder sind! Vertilge sie nicht, selbst wenn sie deinen Planen hindernd in den Weg treten, deine Arbeiten zerstören. Bedenke, sie sind in Dunkel und Unwissenheit geboren und groß geworden, und die Weißen haben ihnen die Jagdgründe, in welchen ihre Väter, Großväter und Urgroßväter jagten und hausten, genommen, sie immer weiter nach Westen treibend. Verlocke sie nicht durch Feuerwasser, sondern suche sie zu belehren, womöglich zu bewegen, daß sie sich anbauen und Ackerbau treiben.

„Und nun noch Eins: unsere Loge läßt einen Bruder eine so große und gefährliche Reise, wie du sie vorhast, nicht gern ohne treue Begleitung antreten, und so hat sie denn dafür gesorgt, daß du unter deinen

Begleitern zwei Brüder findest, die dir treulich und brüderlich zur Seite stehen werden, beide heute mit dir aufgenommen. Das ist Andrew Word, Chef deiner künftigen Feldmesser, und Lincoln Hickory aus Kentucky, zäh und hart wie sein Name, schlau wie ein Fuchs und geschmeidig wie ein Indianer, der nie sein Ziel verfehlt. Er spricht die Sprache vieler Rothhautstämme, ist schon einmal über das Felsengebirge hinüber gewesen und ist zum Proviantmeister und Führer der Karavane bestimmt. Nimm deinen Platz zwischen diesen beiden Brüdern und gib ihnen den Bruderkuß."

Darauf wandte sich der Hammerführende zu Oskar Schulz und sagte: „Wenn ich dieses Glas mit allen Ehren der königlichen Kunst auf dein Wohl leere und die Brüder durch den ersten Schaffner auffordern lasse, zu laden und mit mir loszuschießen" — er machte eine Pause, um dem Schaffner Zeit zu lassen, seine Befehle zu vollziehen —, „so glaube mir, daß die Loge dich, obgleich du noch an dem rohen Stein arbeitest, zu einer nicht minder wichtigen Mission bestimmt hat. Bruder Georg Baumgarten wird dir eine versiegelte Instruction geben, die du erst im nächsten Jahre am Tage Johannis des Täufers öffnen darfst. Bis dahin magst du Land und Leute, Sitten und Gebräuche des Südens kennen lernen. Du wirst selbst sehen, ob es

wahr ist, daß es dort von falschen Brüdern wimmelt, welche den Zweck der Maurerei in Niederhaltung der schwarzen Rassen und in Verbreitung der Sklaverei suchen, obwol sie als das Ziel ihrer Bauhütten angeben, bald Cuba, bald Mexico, bald Mittelamerika annectiren zu wollen. Sie nennen sich Ritter des einsamen Sterns, Ritter vom goldenen Zirkel, Ritter vom schwarzen Elfenbein, Ritter vom Goldenen Vliese, sind aber sämmtlich Prosklavereiritter. Hüte dich, je die geringste Andeutung zu geben, daß du Licht und Freiheit im Tempel Salomonis der Cedern des Libanon empfangen hast. Dies wäre dein sicherer Tod, denn Meuchelmord ist das immer bereite Mittel dieser Ritter, Dolch und Strick, Gift und Revolver sind ihr Handwerkszeug, Schurz und Kelle nur Schein.

„Umarme jetzt deinen Bürgen und danke ihm.“

Es wurde noch viel getoastet, geredet, gesungen, und wenn die Brüder nicht in der geschlossenen Ordnung, der Feierlichkeit und Stille, und so festen Schrittes, wie sie zum Tempel gingen, diesen verließen, so konnten doch selbst starke Mäßigkeitsmänner daran nicht Anstoß nehmen. Man ging eben auseinander, man zerstreute sich nach allen Richtungen, und da ging es denn lauter als gewöhnlich zu; Baumgarten's Equipage führte unsere Freunde rasch nach Georgen- und Charltonhouse.

Unsere Leser werden aus dem Mitgetheilten errathen haben, daß der jüngere Baumgarten auf seiner Tour nach Westen für den Universitätsfreund Hellung eine vortheilhafte Stellung bei der kurz vorher gegründeten Central-Pacific-Compagnie gefunden hatte. Unser Freund aus Dresden sollte in Begleitung von sechzehn bis zwanzig Personen, außer den Dienern, Pferden und Maulthieren, den directesten Weg von Saint-Louis nach Californien über das Felsengebirge, sowol für eine Eisenbahn als für eine Telegraphenverbindung suchen, vermessen, soweit es nöthig, nivelliren, kartiren; er sollte die Hülfsquellen der Gegend, welche die Bahn durchschnitt, erforschen, die Gefahren, welche Natur und Indianerstämme dem Unternehmen in den Weg stellten, ermitteln, die Mittel, sich dagegen zu schützen, ausfindig machen.

Obgleich ein solches Unternehmen eine mehrjährige Abwesenheit von Frau und Kindern erforderte, schreckte er nicht davor zurück, denn er wußte diese in Charltonhouse gut aufgehoben, und es steckte in ihm eine gewisse yankeehafte Unternehmungslust, Reisekühnheit, Waghalsigkeit.

Außer bedeutenden Diäten waren ihm ganz außerordentliche Vortheile versprochen. Er sollte, wenn die von ihm gewählte Linie genehmigt werde, nicht nur

die Strecke, deren Bau er wünschte, zum Ausbau erhalten, sondern ihm von Nebraska an bis an die Grenze von Californien so viel von dem der Compagnie von der Union zugesicherten Staatsgebiet angehören, um eine Stadt von hunderttausend Einwohnern darauf gründen zu können. Auch seinen Begleitern waren von diesen Staatsländereien Dotationen versprochen, und sie sollten, wie er, die Wahl haben, den Ort zu bestimmen.

Die neuzugründende Stadt war nicht allein ein Lieblingsgegenstand der Phantasie unsers Freundes, sie diente auch den in Pittsburg vereinigten Freunden zu mannichfacher Unterhaltung. Man debattirte über Klima und Lage, entwarf Pläne zu allerlei Bauten, war natürlich sehr uneinig über alle Einzelheiten, nur in Einem Dinge war man einig: die Stadt müsse in dem amerikanischen Paradiese liegen und Hellungen heißen.

Neuntes Kapitel.

Auf der Fahrt nach Westen.

Es war Anfang August, als ein leichter Korbwagen, von vier Rappen gezogen, unsere deutschen Freunde nebst den Amerikanern Robert Baumgarten, dem Oberfeldmesser Andrew Word und dem schlauen Kentuckier Lincoln Hickory über die Stadt Hannover nach der Grenze Pennsylvaniens dem Ohio zufuhr. Eisenbahnverbindungen wie heute gab es damals zwischen Pittsburg und Wheeling noch nicht. Man wollte einen Ohiodampfer überholen, der schon am Tage zuvor von Pittsburg abgefahren war, indem man den großen Bogen, welchen der Fluß erst nach Norden zu machen beliebt, zu Lande abschnitt. Die Sonne brannte heiß auf das roth-weiß gestreifte Kattundach des Wagens, die Reisegesellschaft saß in leichtester Sommerkleidung von ungebleichter Leinwand mit breitränderigen Panamahüten, Cigarren und Cigaretten rauchend, und

fuhr auf Steubenville zu. Am Ohio angekommen, sah man die Dampfwolken des Elefanten, so hieß der Dampfer, den man hier erwarten und besteigen wollte, noch mehrere Meilen weit nördlich in der Gegend des columbischen Liverpool, und die Deutschen glaubten, reichlich Zeit zur Einnahme eines Lunch am diesseitigen Ufer zu haben. Allein der Proviantmeister trieb zur sofortigen Ueberfahrt; „der Strom ist hier mindestens achtzehnhundert Fuß breit", sagte er, „und die Strömung mächtig."

Der Mann hatte recht, die Ueberfahrt ging nicht so schnell, als es aussah, und kaum hatte man den jenseitigen Landungsplatz erreicht, als auch schon das Signal der Glocke des Elefanten zum Aus- und Einsteigen rief. Ein amerikanischer Dampfer fährt mit der doppelten Kraft und Schnelligkeit eines Rhein- oder Donauboots, und die Strömung des Ohio bis zu den Fällen von Louisville ist eine schnellere als die der Donau von Linz bis Wien.

Es war ein Koloß von Dampfbootdreidecker, dieser Elefant, ein Schiff, wie man es nur auf dem Missouri, Mississippi und Ohio sieht.

Der Kapitän, ein Mitglied der Loge zu den Cedern des Libanon, begrüßte die Ankömmlinge, die er schon erwartete, von seinem erhabenen Standpunkte.

Auf dem überzelteten Deck wimmelte es von Swells und Dandies, welche sich namentlich in der Nähe des Damenzelts zu schaffen machten. Hier hatten, wie es schien, ein paar creolische Schönheiten einen dichten Kreis von Plantagenbesitzern aus dem Süden, die man auf den ersten Anblick von den Bewohnern des Ostens oder Westens unterschied, um sich versammelt. Während die Angekommenen eilten, den Kapitän zu begrüßen, blieb Oskar Schulz in der Nähe der Creolinnen stehen, gleichsam wie bezaubert und gebannt von dem Augenschlag der jüngern Schönheit, eines Mädchens von etwa funfzehn Jahren. Der Kapitän ließ seinen Steuermann den Platz auf der Brücke einnehmen und lud die Brüder in seine Kajüte. Als er Oskar nach den Creolinnen starren sah, stieß er einen kräftigen Fluch aus und faßte den jungen Mann bei den Armen, ihn mit Gewalt die Treppe hinabziehend.

„Sind Schlangen, böse giftige Schlangen, diese Creolinnen", brummte er, als sie in seine Wohnräume eingetreten waren. „Sind die schlimmsten aller Evatöchter, verführerische, blutig=wollüstige Weiber, von denen man junge Männer fern halten muß. Wahre Satansbrut!"

„Kapitän, unsere Magen bellen, könnten wir ein gutes Frühstück haben?" sagte der Kentuckier.

„Ist schon bestellt, dazu auch kühl gelegter Rheinwein.“ Es erschien auch schon ein Mulattenknabe, die Tische zu decken, und bald darauf ein schwarzer Koch mit weißer Jacke und Beinkleidern, der kalten Reh- und Hirschziemer, Salem, Brot, Maiskuchen, Butter und Bärenschinken auftischte. Die Reisenden hatten Appetit und sprachen den Speisen und Getränken gehörig zu.

Der Kapitän allein aß nicht, er rauchte eine starke virginische Cigarre und schenkte sich dazu fleißig ein.

„Das ganze Schiff steckt voll von Sklavenbaronen“, sagte er, „kribbelte mir schon unter den Fingern, unterheizen zu lassen, daß wir alle eine Luftfahrt machten, sie in die Hölle zu führen. Weiß nicht, was diese Virginier und Caroliner im Schilde führen, Gutes gewiß nicht. Die ganze Bande ist beisammen; Jefferson Davis, Senator Hunter, Senator Mason aus Virginien, verschiedene Congreßmitglieder, die sämmtlich bis Point-Pleasant eingeschrieben sind. Auch die Creolinnen, die verfluchten, wollen dahin.“

„Ich werde hinaufgehen, wenn ich gefrühstückt habe“, sagte der Kentuckier, mich verführt keine Creolin; ich werde den Prosklavereimann so gut spielen, daß ich in einer Viertelstunde euch berichten kann, was

sie wollen. Zur Vorsicht will ich indeß mein Messer und meinen Revolver zu mir stecken."

Oskar Schulz hatte eine ganze Zeit stumm und still gesessen, ohne an dem Frühstück theilzunehmen, er sah sich hier von einem Fremden, den er zum ersten mal im Leben gesehen hatte, wie ein Schulknabe bevormundet, und hatte nicht übel Lust, dem Amerikaner zu zeigen, daß er kein Knabe mehr sei. Indeß, der Kapitän lud ihn mit so unbefangener Freundlichkeit ein, von dem Bärenschinken zu probiren, den er vor einigen Tagen erst von einem Hinterwäldler gekauft, daß er seinen Verdruß niederzwang und an der gemeinsamen Arbeit theilzunehmen begann, als Hellung schon aufstand und eine an der Wand hängende Karte des Laufes des Ohio zwischen Ohio und Virginien ins Auge faßte. Sein Geist haftete an dem Namen, den er vorhin aus dem Munde des Kapitäns als den Ort hatte bezeichnen hören, wo ein großer Theil der Passagiere aussteigen würde. Er fand den Ort und fragte: „Point-Pleasant, der Name kommt mir so bekannt vor, wo habe ich den gehört?"

„Du wirst", erwiderte Baumgarten, „von der furchtbaren Schlacht gelesen haben, die hier die Indianer unter ihren großen Häuptlingen Cornstalk, dem rothen Falk und Logan den Virginiern lieferten, eine Schlacht,

die zehn volle Stunden dauerte und ohne einen glücklichen Handstreich des Obersten Levis allen zwölfhundert Virginiern das Leben gekostet haben würde. Sie waren zwischen dem Ohio und dem großen Canahwe eingeschlossen und von den auf ihre Skalpe begierigen Rothhäuten gänzlich umstellt."

Unser Hannoveraner, der indeß durch einige Gläser Rheinwein seine gute Laune wiedererhalten, fragte den Kapitän: „Aber Kapitän, was habt Ihr gegen die Creolinnen?, das sind doch, meine ich, ganz andere Dinger als euere kalt und spröde thuenden Quäkerinnen in Philadelphia und Pennsylvanien oder die ätherischen Ladies von Neuyork?"

„Ihr sollt es hören, Dutchman", erwiderte dieser, legte die Beine auf den Tisch und ließ sich durch den Mulatten, der zur Aufwartung geblieben, ein Glas Eiswasser reichen. „War ein Bürschchen jung von Jahren, spürte kaum den ersten Flaum am Barte, Untersteuermannsgehülfe auf einem Mississippidampfer, der von Saint-Louis nach Neuorleans fuhr. Wir hatten noch einige hundert Meilen bis zur Weltstadt am Mississippi, es war im December, das Wetter prächtig, Neuorleans fieberfrei; freute mich auf die Stadt, die ich zum dritten mal sehen würde.

„Da stiegen in Natchez zwei Creolinnen ein, stiegen

oder tanzten vielmehr mit einer so naiven Grazie auf das Deck, schlank, geschmeidig, schwebten über das Deck, hatten Augen so tief und glühend wie der Mississippi, wenn die letzten Sonnenstrahlen in ihm untergehen, so verlockend, daß alle Männeraugen ihnen folgten.“

„Hört! Hört!“ rief Baumgarten, „der Kapitän fängt an poetisch zu werden.“

„Damn!“ seufzte der Kapitän, „ich selbst war außer mir, war von einem Blicke bezaubert. Als die ältere der Doncellas an mir, der ich an der Stelle des Siesta haltenden Kapitäns das Commando versah, vorüberging, die Augen aufschlug, glaubte ich in den Himmel zu blicken.

„Vermaledeit, diese Augen! Wußte die ältere und erfahrenere dieser Sirenen oder Nixen es so einzurichten, daß sie vielmals des Tags immer dahin trippelte, wo mein Dienst mich fesselte, und im Vorbeischweben sandte sie mir Blicke zu, die bis zu meinen innersten Herzfasern einbrannten. Ich junger Narr war wahnsinnig verliebt, ehe wir nach Neuorleans kamen, nahm Urlaub und folgte den Sirenen nach Saint-Charles-Hotel, dem prächtigsten, aber theuersten Wirthshause, das ich je im Leben gesehen. Da lebten wir herrlich und in Freuden, wurde aber ganz Sklav

der schönen noch nicht zwanzigjährigen Witwe Doralice, obgleich ihre Sklavin Diana offenbar jünger und jungfräulicher, milder und zarter war.

„Aber Doralice war eifersüchtig; seitdem sie einmal meine Blicke länger auf Diana ruhen sah, deren außerordentliche Aehnlichkeit mit ihrer Herrin mir auffiel, war ich beinahe immer allein mit ihr.

„O! wie konnte das Weib reizen! Ich will nur Eins erwähnen. Eines Abends, als wir des Genusses beinahe nicht mehr mächtig waren und uns an Confect, süßen Früchten und Champagner erholten, befahl sie Diana zu sich und flüsterte dieser etwas ins Ohr. Diese entfernte sich, auch Doralice verließ mich. Mein süßestes Leben, sagte sie, schlaf ein Stündchen, hinterher werde ich dir ein Schauspiel für die Götter vorführen.

„Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen, eine Mulattin mit einem Pfauenwedel schützte mich vor Mosquitos und sonstigen Unholden. Da erwachte ich von den Klängen eines Tamburins nebst Castagnetten. Ich flog empor. Die Mulattin öffnete die Thür zu einem Zimmer, welches mir bis dahin unbekannt war. In der Mitte dieses Zimmers hingen von vergoldeten Haken der mindestens zwanzig Fuß hohen Decke vier seidene Schnüre herab.

„Drei Mulattenmädchen saßen auf einem erhöhten Platze und machten Musik, die eine spielte Guitarre, die zweite handhabte das Tamburin, die dritte die Castagnetten.

„Doralice war in eine Art spanischer oder mexicanischer Männerkleidung gehüllt, Diana in eine reizende bis zum Knie reichende Basquina, welche die schlanke im Knospen befindliche Gestalt derselben vortheilhaft hervorhob. Herrin und Dienerin begannen, nachdem die ersten Takte der Musik erschollen waren, jede eine der seidenen Schnüre zu ergreifen und sich in eine langsame schwebende Bewegung zu setzen, mehr gehend als tanzend. Der Spanier verfolgte die Doncella, die sich dieser Verfolgung auf die graziöseste Art zu entziehen wußte, indem sie entweder zurückschwebte oder flog, oder eine Seitenbewegung, soweit es die lange Schnur erlaubte, oder gerade auf den Mann, wie sich ihm ergebend, zuschritt, dann aber, in seine Nähe gekommen, nach einer der leeren Schnüre mit der andern Hand griff und seinem Versuche, sie zu umarmen, sich graziös entzog. Kein Laut kam von den Lippen der Tanzenden, aber jeder Blick, jede Bewegung sprach. Die Musik begann einen schnelleren Takt, und rascher, leichter, feuriger wurde der Tanz; die Tanzenden wurden lebendiger, die Augen zündender,

der ganze Körper zitternd vor Begierde. Schneller und schneller umkreiste sich das Paar, flog aneinander vorüber, im Fluge die Lippen aneinander drückend. Die Musik stimmte ein Allegro an, die Castagnetten klapperten heftiger, zum Angriff und Sieg mahnend, wie die Trommeln in der Schlacht. Aber die Doncella war noch nicht bereit, sich besiegen zu lassen, sie ging vielmehr zum Angriff über, sie schwebte jetzt an zwei Schnüren und wußte diese so geschickt um die Schnur des Tänzers zu verwickeln, daß die Schnüre sich verwoben, umschlangen, verkürzten, die Körper aneinander näher brachten; Diana's Blicke wurden schmachtender, zärtlicher, die des Spaniers womöglich noch funkelnder. Als er aber schon Sieger zu sein glaubte, den Arm um die Taille der Tänzerin schlingen wollte, um diese ganz zu haben, ließ diese eine der Schnüre fahren, gab der andern einen entgegengesetzten Schwung und schwebte nun rückwärts, den rechten Arm in zarter Rundung haltend, als sei sie bereit, den Verfolger darin aufzunehmen. Allein dieser schien etwas gelernt zu haben, man sah es ihm an, er war der Liebesneckerei müde, er wollte siegen. Er ergriff das zweite seidene Seil und schwang sich in entgegengesetzter Richtung um das Mädchen, die Schnüre verwoben sich, verkürzten sich immer mehr, der Tänzer

wurde fieberischer, glühender, begehrlicher. Das war keine Kunst mehr, das war bacchische Lust, sapphische Wuth. Diana schien den Widerstand aufzugeben, sie schaute schmachtend, verlangend, liebedürstend; da umschlingt sie der Spanier, indem er die Schnur, die er bis dahin in der rechten Hand hielt, in die Linke nimmt, mit dem rechten Arme. Die Körper verschlingen sich, wie die Schnüre, sie bilden nur noch Eins. Diana hat den Spanier mit beiden Armen umschlungen, dieser hat alle vier Schnüre gefaßt und hindert dadurch das Auseinanderrollen, jene hat die Schnüre losgelassen und hängt nur in seinen Armen.

„Ich mußte die Augen schließen, ich konnte diesen üppigsten aller Tänze, die ich je geschaut, nicht mehr ansehen, mein Blut tobte fieberhaft durch meine Adern. Was sind alle Tänze europäischer Ballettänzerinnen, Pariserinnen, Wienerinnen, wie ich sie in Neuyork und Boston gesehen, gegen diesen Tanz? Als ich die Augen wieder aufschlug, waren die Mulattenmädchen wie Diana verschwunden, ich war allein mit Doralice, die in meinen Armen sich von den Anstrengungen des Tanzes erholte.

„So hielt sie mich fest mit tausend Banden der Sinne und Lust, machte mich ganz zu ihrem Sklaven. Mein Boot fuhr den Mississippi ohne mich hinauf, ich

folgte ihr nach Red-River, wo sie in der Nähe von Natchitoches eine große Plantage besaß.

„Was wollte sie mit mir? Wollte sie mich heirathen, mich zum Mitbesitzer ihrer Reichthümer machen? Oder sollte ich nur ihr Lustsklave sein?

„Ich war in einer Stimmung, daß ich nicht mehr denken konnte, hatte keinen Willen mehr, Gefühl, Phantasie aber wurden gelenkt von dem Augenzucken der Creolin. Es war, als habe sie mein Blut vergiftet, als stecke spanisches, mexicanisches Blut in mir; wie hätte man auch nur einen Augenblick kalt bleiben können, wenn sie neckte oder reizte, wenn sie mit den schwimmenden Augen zu winken schien und dann, jede Zärtlichkeit abwehrend, bis zum Wahnsinn reizte!

„Wir waren acht Tage auf der Plantage, mit nichts beschäftigt als auf der Veranda zu sitzen und zu rauchen — Doralice rauchte ihre Paquillas wie ein Mann —, in Hängematten zu liegen und uns zu schaukeln und durch Pfauenwedel die böse Insektenwelt von uns abwehren zu lassen, zu essen, zu trinken, zu küssen, zu lieben. Meine Gebieterin hatte noch eine andere Abwechselung: bei der dreimaligen Toilette zankte sie Diana aus, die ihr seit einiger Zeit nichts mehr zu Dank machen konnte. Diese, wenn sie sich unbemerkt glaubte, schaute mich mit einem unendlich weh-

müthigen, beinahe mitleidigen Blick an, als wollte sie sagen: Arme, verlorene Seele, ich bedauere dich. Doch lag zugleich ein Mehreres in dem Blick, etwa: wie keuscher, inniger, seelischer würde ich dich lieben!

„Abends, wenn die Kühlung eingetreten war, trabten wir manchmal an den Ufern des Flusses hinauf, oder ließen uns, um die Flußkühlung zu genießen, von den Schwarzen hinaufrudern, um herunterzusegeln. Doralice wußte mit ihrem Rosse so gut umzugehen wie mit dem Segel.

„So waren vierzehn Tage verschwunden, ich hatte mich an das Nichtsthun rasch gewöhnt; die Siesta war mein Bedürfniß und ich schlief auch des Nachts, in mein Mosquitonetz gehüllt, gut, wenn ich überall zum Schlafen kam.

„Eines Nachmittags, nach langer Siesta, ich hatte sie nöthig, denn in der Nacht vorher war es Doralice eingefallen, mich den indianischen Stricktanz zu lehren, die «Chica von Yucatan», wie sie ihn nannte, und ich war ein schlechter Tänzer und ihr allein fiel die Arbeit zu, die seidenen Stricke so zu verschlingen, daß unsere Lippen sich berühren konnten und wir zu Eins zusammenschmolzen — da erhob sich dieselbe aus ihrer Hängematte, flüsterte dem Negermädchen mit dem

Pfauenwedel, das sie gewiegt hatte, einen Befehl zu und winkte mir, ihr zu folgen.

„Als ich mir unter der Veranda, wo Diana saß und mit einer Flechtarbeit beschäftigt war, eine Cigarre anzündete, sagte diese leise: «Nehmt Euch in Acht, sie hat eine schlechte Siesta gehabt, sie ist ermattet und begierdelos, sie muß Blut sehen!»

„Indeß brachte das Niggermädchen Fächer und ein Instrument, dessen Bedeutung ich noch nicht kannte; es war eine Sklavenpeitsche. Doralice nahm letztere unter den Arm und den Fächer in die Hand, wir gingen dem Sklavendorfe zu, das ich noch nicht betreten hatte, obgleich es kaum eine Viertelstunde vom Herrenhause lag und sich bis zum Ufer des Red-River hinstreckte, wo eine hohe Tafel anzeigte, daß hier Holz (zum Heizen der Dampfer) verkauft werde, vier Dollars die Klafter.

„Wir kamen zu den Negerhütten, die mir in dem erbärmlichsten Zustande zu sein schienen. In der ersten wohnte ein alter Sklav, der schon der Mutter der jetzigen Herrin angehört hatte, Brutus genannt, wohlgelitten, weil sehr arbeitsfähig und arbeitswillig; von schwerer Arbeit in den Plantagen entlastet, hielt er den Garten in Ordnung. Er hatte seine Herrin als Kind auf den Armen getragen, sie in der Hängematte

gewiegt, ihr den ersten Reitunterricht ertheilt, ihren Pony gesattelt und sie auf ihren Ausritten begleitet und beschützt. Er saß vor seiner Hütte und schnitzte Blumenstöcke für das herannahende Frühjahr.

„Als wir näher kamen, erhob er sich, nahm seinen Hut, aus dem Blatt einer Palme geformt, von dem schwarzen Wollkopfe und sagte, mich vom Scheitel bis zur Zehe musternd, mit gutmüthigem Grinsen: «Matrosenblut, Missis, Nummer sieben, oh! Brutus zählen können Missis, gar nicht so dumm sein, als aussehen.»

„Doralice erblaßte und wurde dann von Zornespurpur übergossen, sie reichte mir die Sklavenpeitsche und sagte: «Zählt dem frechen Nigger fünfundzwanzig über, daß die Hunde sein Blut lecken!»

„Ich warf die Peitsche vor ihre Füße und sagte: «Ich bin kein Sklavenaufseher!»

„«Aber du bist mein Sklav und gehörst mir», schrie sie voll Wuth und Rachbegier, «oder du sollst selbst die Peitsche fühlen!» Das schöne Weib sah einer Furie ähnlich, sie erhob die Peitsche vom Boden, und da ich schwieg und nur verächtlich lächelte, erhob sie die Peitsche gegen mich und würde mich über das Gesicht geschlagen haben, wenn ich ihre Hand nicht abgefangen hätte. So trafen mich nur einige Leder=

riemen der Peitsche mit ihren Knoten und verursachten mir einige blutunterlaufene Striemen im Gesichte. Ich bog das schwache Handgelenk zurück, sodaß das Weib kraftlos zu meinen Füßen zusammenbrach. Brutus stand mit den Augen eines Tigers hinter ihr, er hatte die Peitsche, die der Gebieterin entfallen, aufgenommen, und es bedurfte nur eines Winkes von mir, sie wäre auf die zarte Herrin niedergefallen und hätte Rache genommen für Hunderte von erlittenen Mishandlungen.

„In diesem Augenblicke kam Diana, beugte sich über die Herrin, die ohnmächtig auf der Erde lag, und hob sie empor, während sie dem Nigger befahl, frisches Wasser zu schaffen, womit sie Stirn und Schläfe der Herrin netzte. Als sie wieder zu sich kam, griff sie nach ihrer Taille, als ob sie etwas suche, und sagte dann mit einem Blick und einer Miene, die mich nicht zweifeln ließen, daß sie die Wahrheit sage: «Hätte ich meinen Dolch bei mir oder meinen Revolver, du wärst längst eine Leiche.»

„Dann schritt sie, auf Diana gestützt, dem Herrenhause zu.

„Der Niger starrte hinter ihnen her; danach, als er sie weit genug entfernt wähnte, sagte er leise: «Master, diesen Ort verlassen, fliehen, so schnell als

Ihr könnt, Missis böse, sehr böse Frau sein, nicht treu sein, seit Mann todt, Ihr Nummer sieben. Brutus Euch treu bis in den Tod.»

„Ich war längst entschlossen, mich aus diesem Lasterleben und Müßiggang emporzuraffen, mit dem nächsten Dampfer nach Neuorleans herabzufahren, meinen Kapitän um Verzeihung zu bitten, oder, wenn es sein mußte, als Matrose zu dienen. Zu diesem Zwecke packte ich meine wenigen Sachen und ging, von Doralice Abschied zu nehmen, die unter der Veranda saß und sich von Diana Eisumschläge um die rechte Hand, die ich ihr verdreht habe, legen ließ.

„Als ich mich nahte, zog sich Doralice in ihr Boudoir zurück, wohin sie mich folgen hieß. Sie saß vor einem zierlichen Schreibtische und hatte die rechte Hand auf den Tisch gelegt, wo sie dieselbe gleichsam vor mir unter einem Batisttuche verbarg.

„Als ich näher trat, sagte sie, mich zärtlich anblickend:

„«Verzeihe meine Heftigkeit, süßes Leben, bleibe hier, sei wieder gut, habe mich so lieb, wie ich dich liebhabe!»

„«Ich kann die Hand, die mit der Sklavenpeitsche nach mir schlug, nicht wieder zärtlich drücken», erwiderte ich.

„«Nun so fahre zur Hölle», schrie sie, und in demselben Augenblicke blitzte ein Schuß aus einem kleinen Revolver, den sie unter dem Batisttuche verborgen, und ich stürzte an die Stirn getroffen zu Boden.

„Zum Glück hatte die Kugel das Stirnbein nur gestreift bis auf den Knochen freilich, — die Narbe seht Ihr hier.“ Er strich die Haare von der linken Stirn, und eine feuerrothe, etwa einen Finger breite Narbe lief von dem Stirnbein über das Ohr weg.

„Ich lag von der Gehirnerschütterung bewußtlos, die Wunde blutete stark. Wie mir Diana später erzählte, warf sich die Mörderin weinend und wehklagend zu meinen Füßen, schrie, klagte sich selbst als Mörderin an, nannte mich mit den süßesten Namen, küßte mich, kurz sie sprang in das entgegengesetzte Extrem über. Sie verwünschte sich selbst und verschwendete tausend Liebkosungen an den Verwundeten, sog das Blut aus meiner Wunde und geberdete sich wie eine Wahnsinnige.

„Diana rief Brutus herbei, er trug mich auf ein Ruhebett, legte den Kopf hoch, wusch ihn mit kaltem Wasser, während Diana Eisumschläge bereitete. Brutus war eine Art Arzt, der die Wunden seiner schwarzen Brüder und Schwestern auf der Plantage, an

denen es nie fehlte, zu heilen pflegte, er konnte Blutungen stillen, das Fieber heilen, Verbände anlegen. Er legte einen Leinwandverband auf die Wunde, und Diana umhüllte mir den Kopf mit einer Ochsenblase, welche mit kleingestoßenem Eise gefüllt war. Ich kam zu mir und schlug die Augen auf, in demselben Augenblicke, als Doralice sich über mich beugte und mich küssen wollte. Ich schauderte unwillkürlich zusammen und schloß die Augen.

„Doralice verbarg ihr Gesicht in das Kopfkissen, auf dem ich ruhte, und weinte heiße Thränen. Plötzlich sprang sie empor und befahl Brutus, ihren Hengst und ein Pferd für ihren Reitknecht satteln zu lassen, sie selbst wollte nach Natchitoches, um ärztliche Hülfe zu holen, sie wollte mit dem Arzt zurückfahren, der Reitknecht solle ihr Pferd nach Hause zurückführen.

„Als die Huftritte verhallt waren, schlug ich die Augen auf und richtete mich in die Höhe. Ich fühlte mich bei vollem Verstande, fühlte kaum Schmerz an der Wunde, war frei von Kopfweh. Diana wollte, um meine Eisblase besorgt, meinen Kopf niederbeugen, ich beruhigte sie über mein Befinden, dankte ihr für ihre Pflege und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Dann versprach ich, mich ruhig hinzulegen, mich ihrer Pflege zu überlassen, wenn sie mir die nähern Auf-

klärungen über sich und ihre Herrin gebe. Sie versprach dies.

„Ich legte den Kopf jetzt so, daß ich sie ansehen konnte, und Diana erzählte: Doralice ist, wie wenigstens Brutus behauptet, meine Stiefschwester, väterlicherseits. Meiner Mutter erinnere ich mich nicht mehr. Brutus, der Haussklave bei dem Ehemanne der Mutter Doralicens, einem Herrn Birks, war, erzählt: diese, Chloë mit Namen, sei eine Quadrone gewesen, die Birks von einem mexicanischen Händler in Charleston kaufte. Sie war sehr schön und anstellig und der Herr, ein alter häßlicher Gesell, verliebte sich sterblich in sie, aber Chloë war klug, sie ergab sich dem Herrn erst, nachdem sie frei und seine Frau geworden war.

„Zwei Jahre war Birks vermählt, ohne Aussicht, Kinder zu haben. Er wohnte damals noch in Südcarolina auf einer Plantage, die er dort besaß. Der Arzt verordnete der Frau ein vielgerühmtes Bad in Tennessee, und siehe, dasselbe bewährte seine Wirksamkeit; Chloë fühlte sich Mutter, der Plantagenbesitzer schwamm in einem Meere voll Wonne.

„Noch vor der Geburt Doralicens kam ein neuer Sklavenaufseher, ein Weißer, den die Herrin im Bade Tennessee kennen gelernt hatte und der zugleich beab=

sichtigte, sich in Südcarolina anzukaufen, wenn er die Verhältnisse näher kennen gelernt habe. Birks hatte ihn auf Empfehlung seiner Frau engagirt, er nannte sich Booths. Es war noch ein junger Mann, dessen Vater, wie Brutus bei seiner Liebe in der Nachbarspflanzung gehört haben wollte, ein Prediger in Pittsburg gewesen sein solle und Smith geheißen habe. Dieser junge Mann habe sein ganzes Vermögen, eine Pflanzung mit zweihundert Sklaven, in Charleston verspielt, und besitze nur noch eine kostbare Diamantbrosche.

„Brutus entdeckte schon in den nächsten Tagen vertrautere Beziehungen zwischen Booths und Chloë, und als sein Herr verreiste, sah er den Sklavenaufseher nachts in die Gemächer der Herrin steigen, die selbst eine Strickleiter an ihrem Fenster befestigt hatte. Daraus schließt Brutus, 'daß Doralice das Kind dieses Booths sei, und erklärt ihre große Aehnlichkeit mit mir und manches andere.

„Nach der Geburt Doralicens kaufte Birks diese Pflanzung am Red=River und verkaufte die Plantage in Südcarolina mit der Hälfte aller Sklaven an den Sklavenaufseher, wie es hieß um den Preis jener kostbaren Diamantbrosche, welche Chloë zu besitzen wünschte und die Doralice noch besitzt.

„Nachdem Booths in Carolina Herr der Plantage geworden war, begann er ein Liebesverhältniß mit einem siebzehnjährigen Quadronenmädchen, dem ich meine Geburt verdanke. Birks starb übrigens bald, Brutus glaubt an Gift, von seinem ungetreuen Weibe ihm beigebracht, das statt zu trauern nach Neuorleans ging und dort ausschweifend gelebt haben soll. Sie kehrte erst nach einem Jahre als Gattin Booths' heim, sie hatte die Jahresernte der Plantage einem Nachbar verkauft und daher auch die Sklaven diesem bis zur Ernte verdungen. Doralice war inzwischen einer Amme, gleichfalls Quadrone, in Obhut gegeben worden.

„Die Bedingung, unter welcher Chloë meinen Vater heirathete, war die, daß er meine Mutter nach Norden, wenigstens nach Nordvirginien oder Kentucky verkaufe. So wurde ich von meiner Mutter getrennt, Doralicens Mutter war, wie alle Frauen mit spanischem Blute, eifersüchtig.

„Ich habe meine Mutter nie wiedergesehen, nie erfahren können, wo sie verkauft ist. Ich sollte der drei Jahre ältern Halbschwester als Gespielin dienen und erhielt vom sechsten Jahre an mit ihr Unterricht bei einer Französin, die aus Neuorleans engagirt war. Wir lernten lesen und schreiben, was die Mutter nicht konnte, wir lernten französisch, empfingen Unterricht

im Tanzen, sogar im Gehen, und lernten uns bewegen.

„Doralice wußte schon in ihrem dreizehnten Jahre Eroberungen zu machen, sie war kokett und übte ihre Augenkünste auf jedermann, der ihr gefiel. Das geschah auf öftern Reisen nach Neuorleans; denn Chloë machte dahin viel häufigere Ausflüge, als es Booths zu gefallen schien, und die Tochter, meistens auch ich, begleiteten sie.

„Doralice und ich standen nie sehr vertraut, sie zeigte mir von Kindheit an, daß sie mich nicht liebe, daß sie sich als ein höheres Wesen, mich als zum Dienen geboren betrachte. Sie quälte mich in jeder Weise, schlug mich, ließ mich sogar durch den Sklavenaufseher schlagen, ohne daß ich ihr etwas zu Leide gethan hätte, blos nach Laune. Als sie erwachsener war, trat immer mehr die Herrin hervor, nur zeitweilig war sie freundlich, manchmal zärtlich, aber auf eine Art, die mich erschreckte.

„Mein Vater entschädigte mich heimlich durch Liebkosungen, wenn ich von Doralice oder ihrer Mutter ungerecht bestraft war. Er mußte das sehr heimlich thun, es gab eine große Scene, wie ich mich aus meiner frühesten Kindheit erinnere, als seine Frau ihn dabei überraschte, daß er mich als fünfjähriges Kind auf den Arm nahm und küßte.

„Als Doralice sechzehn oder siebzehn Jahre alt war, bewarb sich ein reicher Nachbar und Plantagenbesitzer, ein ganz ansehnlicher Mann von etwa vierzig Jahren, um sie. Die Mutter begünstigte diese Bewerbung in jeder Weise, denn die Tochter stand ihrer Sucht, selbst Eroberungen zu machen, im Wege und hatte bei der letzten Fahrt zur Stadt, wie Neuorleans schlechthin genannt wurde, allein die Aufmerksamkeit der jungen wie alten Herren auf sich gezogen. Das konnte die Mutter nicht ertragen, sie predigte Doraliceen täglich die Vortheile einer Heirath.

„«Liebe», sagte sie, «ist beim Heirathen Nebensache, je weniger man den Mann liebt, je eher kann man ihn zum Sklaven machen.» Die Tochter ließ sich wenigstens die Aufmerksamkeiten, die Amaria, so hieß der Nachbar, ihr darbrachte, und seine reichen Geschenke gefallen und schien ausprobiren zu wollen, wie weit sich derselbe von ihr werde beherrschen lassen.

„Um diese Zeit reiste Chloë allein, das heißt ohne uns, nur in Begleitung ihrer Kammerzofe und eines Niggers zur Stadt. Dort erlag sie dem Fieber. In ihrem Testament hatte sie die Tochter zur Erbin eingesetzt, unter der Bedingung, daß sie Amaria heirathe, außerdem war ihr auferlegt, mir niemals die Freiheit zu geben, mich auch nie zu verkaufen, namentlich nicht

an Booths. Diesem hatte sie hundert Sklaven vermacht, wenn er die Pflanzung sofort verlasse und auf die eigene in Südcarolina ziehe.

„Die Stiefschwester war nun Herrin. Mein Vater wollte auf die hundert Sklaven verzichten, wenn sie mich dafür abtreten wolle, allein sie nahm das Testament der Mutter zum Vorwande ihrer Weigerung, und er mußte ohne mich abziehen. Seitdem warf er sich auf die Politik, ist Congreßmitglied und einer der eifrigsten Prosklavereimänner und Nichtiger.

„Doralice heirathete Amaria, der als erstes Zeichen seiner Botmäßigkeit seine Pflanzung bis auf zweihundert der besten Sklaven verkaufen mußte. Sie brachten die Flitterwochen in demselben Bade hin, in welchem die Mutter meinen Vater kennen gelernt hatte, ohne jedoch dieselben Wirkungen zu erzielen. Die junge Frau war die Königin des Tages, die Regentin aller Vergnügungen, der die gesammte Männerwelt zu Füßen schmachtete. Amaria war gutmüthig und kurzsichtig, er sah nur schmachtende Liebhaber und war stolz auf die Schönheit seiner Frau, er sah nicht die erhörten. Doralice mußte mich in das Vertrauen ziehen, und ich weiß, daß sie ihrem Manne schon nach wenigen Wochen untreu wurde, wie sie jedem ihrer Anbeter untreu geworden ist.

„Nach dieser Badesaison fing dann hier ein ziemlich

langweiliges Leben an. Doralice, die mir verpflichtet war und ihre Langeweile nicht dadurch vertreiben konnte, daß sie mich quälte, wie sie das früher gethan, ging, wenn es ihr an Erregungen fehlte, in das Negerdorf, wo sich beständig Veranlassung zu Züchtigungen fand. Sie war gefürchteter als der Sklavenaufseher selbst, mehr als eine Sklavin ist auf ihren Befehl zu Tode geschlagen, sie schonte weder Mutter noch Kinder. Misfiel ihr ein Gesicht, so war ein Grund zur Strafe leicht gefunden. Der Gemahl hatte es nicht besser, sie geizte mit jeder Gunstbezeigung, die sie im Bade doch gegen Dritte verschwendet. Im August, als das Fieber in der Stadt war, und jedermann, dem dies möglich war, Neuorleans verließ, sandte sie den Gemahl dorthin, um ihr Kleider und Schmuck zu kaufen. Er kam nicht zurück, er wurde das Opfer der Krankheit.

„Jetzt war Doralice frei, eine neunzehnjährige Witwe. Nach acht Wochen, als die kühlere Jahreszeit kam, fuhr sie hinauf nach Kentucky, wo bei Frankfurt ein neues Bad Modebad des Südens geworden war. Ich mußte sie begleiten, aber mein Gesicht färben, daß ich das Ansehen einer Mulattin bekam, wodurch die Weiße ihrer Farbe gehoben wurde. Hier war die schöne Witwe in Halbtrauer, die ihr reizend stand, von einem neuen Schwarm von Anbetern umgeben. Sie hatte die

Wahl und, wie es schien, auch die Qual, denn sie wechselte oft.

„Dort war es, wo ein herumziehender Barnum vier Quadronenmädchen producirte, die unter anderm, halb bekleidet, jenen üppigen Tanz, den wir in Neuorleans vor Ihnen aufführten, tanzten. Meine Herrin war so entzückt von diesem Tanze, daß sie keine Vorstellung versäumte und mich mit sich nahm, damit auch ich den Tanz erlerne. Sie selbst nahm Unterricht im Tamburin- und Castagnettenschlagen und ließ in ihrem Zimmer vier seidene Schnuren anbringen, an denen sie mit mir den Tanz nachtanzte, wenn wir aus der Vorstellung kamen.

„Mit Widerwillen sah ich mich genöthigt, den Tanz zu lernen, mit noch größerm Widerwillen vor den gerade begünstigten Liebhabern der Herrin mit ihr zu tanzen.

„Doralice führte einen ihrer Liebhaber aus dem Bade mit hierher und lebte ungescheut mit ihm, als wäre er ihr Gatte. Nach einem Vierteljahre zankte sie mit ihm, zückte den Dolch nach ihm, er ward entlassen. Dann fuhren wir wieder den Red-River hinab und den Mississippi hinauf, bis meine Herrin einen neuen Gegenstand ihrer Leidenschaft gefunden und zu ihrem Sklaven gemacht hatte.

„Glauben Sie nicht, daß Sie der erste sind oder der letzte sein werden, der durch die tausend Künste meiner Herrin in ihr Netz gelockt ist. Es ist mir ein Trost gewesen, daß keiner von Ihren sechs Vorgängern, obgleich sie sämmtlich der untergeordneten, arbeitenden Klasse angehörten, sich dazu hergeben wollte, aus einem abgethanen Liebhaber ein Sklavenaufseher zu werden, der aushülflich einmal wieder als Liebhaber herangelockt werden konnte. — —

„Diana schwieg. Mir wirbelte der Kopf, aber es kam mir ein glücklicher Gedanke. Einer meiner frühern Kameraden fuhr seit kurzem das Dampfboot Alexandria zwischen Neuorleans und Natchitoches. Ich hob mich aus dem Bette und bat Diana, mir Papier und Schreibzeug zu verschaffen, wenn sie mit mir nach dem Norden entfliehen wollte; auch Brutus könne uns begleiten. Diana war durch die Aussicht, der Herrschaft Doralicens zu entkommen, so entzückt, daß sie versprach, mir die treueste Sklavin und meinem Wünschen und Wollen beständig unterthan zu sein, während der herbeigerufene Brutus nur sagte: «Treu sein bis in den Tod!»

„Ich will aber keine Sklaven, ihr sollt frei werden; vor allem schafft Papier, Feder und Tinte!“

„Ich schrieb dem Kapitän der Alexandria, daß er seine nächste Fahrt so einrichten möge, daß er bei

Doralicens Pflanzung während der Thalfahrt des Nachts Holz einnehme, ich sei dort nicht besser als Gefangener, werde aber in Gemeinschaft mit zwei Sklaven fliehen, die er bis Neuorleans verbergen und sicher auf ein Schiff nach Neuyork bringen müsse.

„Brutus versprach den Brief zu besorgen, er kenne den Nigger, der den Doctor fahre, auch wolle er den Sklaven beim Einladeplatze benachrichtigen, die Antwort in Empfang zu nehmen.

„Kaum waren die nähern Verabredungen der gemeinsamen Flucht getroffen, als ein Wagen heranrasselte; ich nahm meine alte Stellung im Bett wieder ein und Diana legte die Eisblase auf die Wunde. «Klagen Sie über heftiges Kopfweh, so werde ich mit Eisumschlägen fortfahren müssen und bei Ihnen bleiben dürfen», flüsterte sie mir zu, «denn Doralice hat keine Geduld, auch nur eine Stunde hier auszuhalten.»

„Bald darauf trat diese mit dem Arzte ein; dieser nahm den Verband ab, untersuchte die Wunde mit der Sonde, erklärte den Schädel für unverletzt, und da ich über Kopfweh klagte, verordnete er, daß mit den Eisumschlägen fortgefahren würde, und verschrieb ein Recept.

„Brutus wurde beordert, mit dem Doctor zu fahren und die Medicin zurückzubringen. So konnte er den Brief an den Kapitän der Alexandria selbst besorgen,

vielleicht sogar Antwort mitbringen. Diana verständigte sich mit ihm durch die Augensprache.

„Doralice, von den Anstrengungen des Rittes und der Rückfahrt ermüdet, zog sich bald in ihre Gemächer zurück; so war ich denn mit meiner liebevollen und zärtlichen Pflegerin allein, welche in allem, was sie that, eine entgegengesetzte, zartere, weiblichere Natur zeigte als ihre wilde Stiefschwester. Mich umfing bald ein stärkender Schlaf, auch Diana war vor meinem Bette eingeschlummert.

„Doch, ich sehe, wir nahen uns Wheeling, und da muß ich auf meinen Posten. Wozu auch weitere Details? Die Flucht glückte, Diana ist in Neuyork an einen reichen Kaufmann verheirathet, und Brutus treibt dort Negerdoctorei. Doralice habe ich nie wiedergesehen, es müßte denn jenes dreimal verdammte Creolenweib da oben in eigener Person sein. Nun, Dutchman, wenn Ihr noch Lust habt, mit den Creolinnen Bekanntschaft zu machen, so ist es Zeit, in zwei Stunden verlassen sie das Boot."

Damit verließ uns der Kapitän.

Zehntes Kapitel.

Umtriebe der Sklavenbarone.

Die Erzählung des biedern Schiffskapitäns hatte unsern Reisenden in ein träumerisches Nachdenken versinken lassen. Nur flüchtige Blicke warf er auf die wechselnden Scenen der Landschaft, zwischen denen das Boot dahinglitt. Bald wurde seine Aufmerksamkeit lebhaft aufgereizt.

In Wheeling mußte das Boot längere Zeit halten, theils um Kohlen einzunehmen, theils weil ein Trupp berittener Pflanzer drei eingefangene Sklaven, mit schweren Ketten beladen, in das Schiff brachte. Ein vierter wurde in einer Hängematte auf das Schiff und dann in den untersten Raum getragen, die Bluthunde hatten ihn ganz zerfleischt und ein Arzt, der sich zufällig an Bord befand, zweifelte an seinem Aufkommen.

Die Pflanzer, Gesetzgeber und Senatoren auf dem Deck ließen sich von den glücklichen Menschenjägern die

Einzelheiten der Jagd erzählen, lobten sie und die Bluthunde und wünschten ihnen Glück.

„Diese Niggerhunde", sagte Senator Mason, „die von der Vorsehung zu Sklaven geschaffen sind, denn sie sind halb Menschen, halb Lastthiere, werden in der Nähe dieses verruchten Quäkerstaats (er deutete auf das linke Ufer des Ohio), den wir gottlob! bald aus dem Gesicht verlieren, zu kühn; es ist die höchste Zeit, daß wir strengere Gesetze gegen die flüchtigen Sklaven, namentlich aber gegen alle schaffen, welche ihnen zur Flucht behülflich sind."

„Ja", sagte unser Freund, der Kentuckier Lincoln Hickory, der inmitten der Pflanzer und Baumwollbarone saß, „es müßte bestimmt werden, daß jeder flüchtige Neger bei den Beinen aufgehangen würde, das könnte sie abschrecken. Unsere Sklaven werden auch durch die verdammten Quäker verdorben, näseln schon sämmtlich methodistische Lieder, predigen von Gleichheit vor dem Herrn, wollen ein ehrsames christliches Leben führen, einige können sogar lesen und schreiben und predigen sonntäglich aus der Bibel."

„Jeder, der seine Nigger unterrichten läßt", meinte ein Pflanzer, „müßte als ein zur Flucht Helfender angesehen und bestraft werden."

„Nun, bei uns", sagte der Inhaber einer Zucker-

plantage in Louisiana, „fällt es keinem ein zu dulden, daß seine Nigger lesen und schreiben lernen, nicht einmal Haussklaven.“

„Haben bei uns aber auch einen heillosen Respect vor den Carolinas und Louisiana; jammern und schreien, wenn sie nach unten verkauft werden“, fiel ein Virginier ein.

„Es lebe die Sklavenjagd“, sagte ein prosklaveristisches Congreßmitglied, indem es eine Flasche Champagner entkorkte und mehrere Gläser einschenkte, „Willkommen den Sklavenjägern!“

Der Kapitän war hinzugetreten und sagte: „Die Tigerjagd, pflegte ein ostindischer Offizier meiner Bekanntschaft zu sagen, ist ein herrlicher Zeitvertreib! Zuweilen wendet sich der Tiger aber um und jagt uns, dann ist der Spaß vorbei.“

„Ihr wollt damit doch nicht sagen, daß die Niggerhunde es je wagen würden, sich gegen uns zu wenden?“ schrie ein Senator aus Virginien.

„Mit Eurer Erlaubniß, Herr Senator, gerade das wollte ich sagen, nichts mehr, nichts weniger, fahrt nur fort mit Euerm Auspeitschenlassen, mit Euern Sklavenjagden, und die Nigger werden das Beispiel von San-Domingo nachahmen!“

„Ho, ho!“ schrie ein anderer Virginier, das ist eine schamlose Lüge und Ihr seid ein Abolitionist.“

„Herr! auf diesem Schiffe bin ich der Herr und lasse mich nicht beleidigen!“ sagte der Kapitän und zog den Revolver aus dem Gürtel; von seiten der Pflanzer zuckten Messer und knackten die Hähne von Revolvern; es wäre zum offenen Kampfe gekommen, wenn nicht auf der einen Seite der Kentuckier gegen die Leute, in deren Kreise er saß, aufgetreten wäre, während von der andern Seite Baumgarten und unsere deutschen Flüchtlinge den Kapitän in seine Kajüte zogen.

„Leben in einem freien Lande“, sagte Hickory, „calculire, daß der Kapitän in seinem eigenen Hause frei von der Leber wegsprechen darf. Keinen Streit mit dem Kapitän, kenne ihn, ist ein verdammter Kerl, wäre im Stande, sich und uns alle in die Luft zu sprengen, denn er liebäugelt mit den Abolitionisten.“

Das wirkte. Die Herren wurden um ihr eigenes Leben etwas besorgt, da jeder, der den Mississippi oder Ohio befuhr, täglich die Erfahrung machen konnte, wie leichtsinnig solche Dampfbootkapitäne mit dem Leben der Passagiere spielen.

Lincoln Hickory trat lachend in die Kapitänskajüte ein und sagte: „Denen habe ich eingeheizt, und wenn Ihr, Kapitän, jetzt etwas unterheizen laßt, als wolltet

Ihr eine Wettfahrt zur Hölle machen, etwas mehr Dampf, als mit dem wir fahren, so kommen sie vor Point Pleasant nicht aus der Furcht heraus. Verdienen es! Ich habe sie auch ausgepumpt nach allen Richtungen. Wollen eine Kossuthfeier veranstalten*), und haben Congreß und Senat auf acht Tage vertagt deshalb, aber in Wirklichkeit ist ihr Zweck, so viel Prosklavereimänner als möglich zu versammeln und Verabredungen zu treffen, wie ein Gesetzentwurf über das Einfangen flüchtiger Sklaven am besten durchzubringen sei, und was von den Einzelstaaten aus geschehen muß, um einen Druck auf den Congreß auszuüben; auch wollen sie sich wegen der nächsten Präsidentenwahl schon jetzt zu verständigen suchen.

„Der Gesetzentwurf ist von Mason ausgegangen und wahrhaftig nicht übel. Der Senator hielt mich für einen so guten Genossen, daß er mir einen Blick in den Entwurf gestattete.

---

*) Die Kossuthfeiern fanden erst ein Jahr später statt, als hier in unserer Erzählung; sie wurden von allen Parteien an allen Orten begangen, wo der Ungar sich blicken ließ, und waren ein Ausdruck des Hasses, den man in Nordamerika allgemein gegen die Habsburg-Lothringer hegte, die man als die schlimmsten Feinde jeder nationalen Selbständigkeit, als Urheber und Schützer alles geistlichen und weltlichen Drucks in Europa betrachtete.

„Die staatliche Behörde, nicht etwa Richter, sondern außerordentlich zu ernennende Commissare, welche zu entscheiden haben, ob das Recht auf Auslieferung eines in Anspruch genommenen Sklaven begründet sei, sollen zehn Dollars erhalten, wenn sie die Beweise für genügend, fünf Dollars, wenn sie dieselben für ungenügend erklären. Jeder, welcher sich des Einfangens und der Auslieferung widersetzt, soll mit Geldbuße bis zu tausend Dollars oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft werden, Beihülfe zur Flucht möchte man mit dem Tode belegen. Außerdem muß der Eigenthümer des Sklaven entschädigt werden."

„Das scheint ja dasselbe Gesetz zu sein", fiel Baumgarten dem Kentuckier ins Wort, „das Webster in seiner Rede vom 7. März als höchst moralisch anpries. Wenn einer aus dem Norden das gethan, was wird da der Congreß thun? Ich fürchte, er nimmt die Schande auf sich und läßt den Entwurf passiren."

„Geht der Entwurf nicht durch, so denkt man aus der Union zu scheiden, und da das schwerlich ohne Krieg abgehen möchte, so will man Kossuth schmeicheln und sich durch ihn ungarische Offiziere verschreiben lassen. Point Pleasant hat man zur Feier gewählt, um ungestörter unter sich zu sein.

„Senator Hammond sprach es offen aus: Revanche

für Pavia! wir müssen Revanche haben für die Californienbill, das Einfangungsgesetz meines Freundes da betrachte ich nur als eine geringe Abschlagszahlung. Wir müssen entweder Mexico oder Mittelamerika nehmen und sie in Sklavenstaaten verwandeln, wenn wir das Gleichgewicht zwischen Süden und Norden wiederherstellen wollen; oder aber wir müssen Europa überzeugen, daß Sklaverei eine göttliche Ordnung der Dinge ist, daß ohne Sklaven die andere Menschenklasse unmöglich bestehen kann, welche sich der Geistesbildung und Civilisation widmet. Man weiß das in Europa längst, man hat dort weiße Sklaven, nur nennt man sie nicht so. Man muß Europa überzeugen, daß es besser ist, diese Prüderie aufzugeben, und die Arbeiter wieder zu Sklaven und Leibeigenen zu machen. Unser Norden ist prüde und heuchlerisch zugleich; er knechtet seine Arbeiter und unsere Sklaven will er emancipiren."

Man sprach noch vieles hin und her über die damals gerade auf der Tagesordnung stehende Sklavenfrage, ohne das Thema zu erschöpfen.

Gegen Abend kam man bei Point Pleasant an; die Stadt und der Landungsplatz waren bekränzt, eine zahlreiche Menschenmenge empfing die erwarteten Gesetzgeber, Senatoren, Congreßmitglieder mit Musik und zahlreichen Hochs.

Als dieselben das Deck verlassen, befahl der Kapitän, Deck und Herren= wie Damensalon auszuräuchern.

Man fuhr in der Nacht noch bis Burlington, sah in Trompeton die Sonne aufgehen und nahm nun zum ersten Reiseziel die Königin des Westens, Cincinnati, zwischen Ohio nordwestlich und Kentucky südöstlich.

Oskar Schulz, der immer an den amerikanischen Zuständen herumkrittelte, begann, als man am andern Morgen bei dem ersten Frühstück auf dem Deck saß und rechts und links die herrlichsten Gelände durchfuhr, den gestrigen Vorfall zwischen dem Kapitän und den Sklavenfreunden zu beleuchten, um darzuthun, daß man, wenn man die altenglischen Staaten verlassen habe, auf einen wahrhaft mittelalterlichen faustrechtlichen Zustand stoße.

Robert Baumgarten entgegnete: „Mein Vater sagt: Bedürfnisse und Interessen regieren bisjetzt die Welt, Amerika aber hat das Bedürfniß nach Freiheit, und das sichert ihm die Zukunft."

So kam man dazu, die Frage zu erörtern, ob es wahr sei, daß Bedürfniß und Civilisation in einem innigen Zusammenhange stehen. Man stritt viel darüber. Hellung sagte: „Die Fragen: bedeutet Bedürfnißlosigkeit Geistesarmuth? und: sind viele Bedürfnisse ein Zeichen von Bildung und Geistesreichthum? lassen sich so all=

gemein gar nicht beantworten. Man muß unterscheiden zwischen leiblichen und geistigen, durch Volksthümlichkeit, Erziehung, Stand, Mode, Lebensalter herausgebildeten Bedürfnissen, und den jedem Menschen gleichmäßig innewohnenden; es giebt natürliche und künstliche Bedürfnisse.

„Das allen Lebenden gemeinsame Bedürfniß ist das, zu essen und zu trinken. Dieses Bedürfniß ist bei Kindern, ehe der Geist entwickelt oder von Vorurtheilen eingenommen ist, ziemlich gleichartig. Ich habe wenigstens nie gehört, daß höchstgeborene Kinder etwa nur die Milch der höchsteigenen Mutter, oder mindestens hochadeliche oder adeliche Milch genießen wollen. In der Regel versieht ein kräftiges Bauermädchen Ammendienste, und das erste Blut, das in einem jungen Prinzen oder einer Prinzeß durch eigene Nahrung erzeugt wird, stammt von Bürger- und Bauernblute. Das Sprichwort sagt: Hunger ist der beste Koch, und Hunger und Durst lassen manches essen, was eigentlich nicht zur Nahrung des Körpers bestimmt scheint. Dann kommt Gewohnheit und Sitte dazu und befestigt auch das unnatürlichste Nahrungsmittel, z. B. bei manchen Völkern Thonerde, oder Arsenik in Steiermark.

„Jede Gegend und jedes Klima hat in Beziehung auf Essen und Trinken verschiedene Bedürfnisse; der Grönländer hält seinen Fischthran für Ambrosia und

verzehrt ein Talglicht mit Vergnügen, der Portugiese und Spanier kann tagelang von wenigen Zwiebeln leben, es giebt in Asien und Afrika viele Millionen Menschen, die niemals ein Stück Fleisch verzehrt, und in China gehören die Ratten zu den Delicatessen. Das Bedürfniß, gut zu essen und gut zu trinken, ist Sache der Erziehung, der Angewöhnung, der Kunst. Daß schlechte Nahrung auf Körper und Geist nachtheilig wirkt, kann man glauben, ohne Arzt zu sein; daß aber feine Nahrung und Leckerbissen auf Körper und Geist besonders wohlthuend wirkten, habe ich nie erlebt, vielmehr waren die Leute, die nur der Gourmandise lebten, regelmäßig geistesarm, und starke Esser waren meist geistesträge, freilich nicht ohne Ausnahmen. Wie Freund Riesser in Frankfurt unter allen Parlamentsmitgliedern bei Tisch die beste Klinge führte, so war auch seine Zunge immer schlagfertig.

„Man sollte in der That darauf achten, daß Kinder nicht zu früh nur Gutschmeckendes zu essen und zu trinken lernen. Wenn so ein achtjähriger Knabe in einen Apfel oder eine Birne beißt und sie mit Lust verzehrt, wenn sie auch noch unreif sind, so ist das eine Lust anzusehen. Wenn ich aber so ein achtjähriges Gräfchen bei dem «Verderber» sitzen sah, Austern verzehrend und mit dem Freiherrn von neun Jahren an

seiner Seite darüber streitend, ob Fasanenbraten einem Birkhuhne vorzuziehen sei, so hätte ich dreinschlagen mögen; oder wenn ein solches Zieräffchen von sieben Jahren neben der Mama auf der Terrasse saß und davon sprach, daß das Eis bei Trepp am Altmarkte doch viel besser sei als das, was man auf der Terrasse bekomme.

„Daß es einen Unterschied macht, ob man Whisky oder sonstigen Kartoffelfusel, oder ein Glas Ungarwein trinkt, glaube ich auch, aber hier entscheidet in der Regel weniger der Geschmack als der Beutel. Es ließe sich über Essen und Trinken noch manches sagen. Neben diesem existirt ein ebenso allgemeines Bedürfniß für den Menschen, das des Schlafens."

„Zum Teufel mit deiner Bedürfnißtheorie", fiel Oskar Schulz dem Ingenieur in die Rede (er war schon als Student ein Langschläfer gewesen und war es noch, konnte aber bis tief in die Nacht hinein arbeiten, und fürchtete jetzt, daß Hellung ihn in altgewohnter Weise mit seinem Bedürfnisse zum Ausschlafen aufziehe); „ich habe auch ein Bedürfniß, um dessen Befriedigung ich viel gäbe, ich möchte einmal wieder ein gutes Glas bairisch Bier trinken, und wenn die Compagnie danach wäre, dazu singen:

Das Jahr ist gut,
Braunbier ist gerathen."

„Mit ersterm kann ich dienen“, sagte der Kapitän, „singen kann ich nicht. Aber dann müßt Ihr in die Kajüte kommen, denn ich führe das Bier nur für mich und möchte bei den andern Passagieren kein Bedürfniß anregen, das ich nicht befriedigen kann.“

Der Ohio durchläuft von Pittsburg bis Cincinnati eine Strecke von beinahe fünfhundert englischen Meilen, und bei der schnellsten Fahrt amerikanischer Dampfer dauert eine Reise bis zur Königin des Westens doch immer sechs bis sieben Tage, da das Ein- und Aussteigen der Passagiere, das Holz-, Kohlen- und Wassereinnehmen Zeit erfordert. Wir haben nur eine Probe davon gegeben, wie unsere Freunde sich unterhielten; man vertrieb sich die Zeit mit Lesen, Schachspiel, Disputiren und trank dem Kapitän sein bairisches Bier aus. Ob Oskar Schulz dazu kam, sein burschikoses Bedürfniß zu befriedigen: dem Proviantmeister und Kentuckier die Melodie des Liedes: „Das Jahr ist gut“, beizubringen, wissen wir nicht; wir können uns aber denken, daß es ihm kein Leichtes war, bei der Uebertragung in das Englische den rechten Ton zu treffen.

In Cincinnati verließen unsere Freunde den Dampfer, der nach Saint-Louis weiter hinabbrauste; Cincinnati war das Reiseziel Theodor Baumgarten's. Die Königin des Westens hatte Pittsburg in vielen Beziehungen

überflügelt, zählte schon über 120000 Einwohner, Dampfschornsteine ragten überall, wohin man sah, empor, und am Landungsplatze drängten sich Dampfer an Dampfer, auf den Werften wurden eiserne und hölzerne Schiffe gebaut. Cincinnati hatte vor Pittsburg die zahlreichen Verbindungswege nach allen Himmelsgegenden voraus. Sechzehn Chausseen führten nach allen Richtungen; außer der mächtigen Wasserstraße des Ohio hatte es schon mehrere Eisenbahnverbindungen; die Bahn nach Saint-Louis, die Indiana und Illinois durchschnitt, kürzte den langweiligen Wasserweg von 680 Meilen auf eine Fahrt von zwei Tagen und einer Nacht; eine zweite Bahn nach Columbus, dem Mittelpunkte Ohios, war gleichfalls fertig; eine dritte nach Indianopolis in Angriff genommen, gleich wie man östlich nach Frankfurt und Lexington in Kentucky baute, und über Mariella östlich schon mit Baltimore und dem Atlantischen Meere in Verbindung stand.

Es waren im letzten Jahre nahe an fünftausend Dampfschiffe gelandet und über hundert vom Stapel gelassen. Von der Natur mit reichen Steinkohlenlagern gesegnet, ebenso mit Eisenerzen, sah dieser Ort eine großartige Eisenindustrie sich entwickeln; aber man stand den Pittsburgern noch in vielen Dingen nach. Die meisten Eisenbleche zu den in Cincinnati erbauten Eisen-

dampfern wurden noch aus dem Walzwerk unserer pittsburger Freunde bezogen, und Gußstahlschienen herzustellen war ein Fabrikgeheimniß derselben.

Dennoch war die Concurrenz der Eisenindustrie Cincinnatis den pittsburger Fabriken fühlbar geworden, und jetzt handelte es sich darum, eine Filiale in Cincinnati einzurichten. Der jüngere Baumgarten, der Bergwissenschaften studirt hatte, wollte ein Eisen- und Kohlenbergwerk kaufen, wie den Platz zur Fabrikanlage. Der Ingenieur sollte hier ein halbes Dutzend Feldmesser in Empfang nehmen, der Kentuckier wollte Speck und Schinken für die Expedition einkaufen; denn die Königin des Westens schlachtete damals schon an zwei Millionen Schweine jährlich und verstand sich vorzüglich auf das Einpökeln.

Oskar Schulz besah sich Land und Leute, sah sich auch ein Dutzend der achtundsiebenzig Kirchen an, die Cincinnati schon aufwies, die Bierbrauereien, probirte den Wein, der hier in großer Menge gezogen wird.

Noch im August waren alle Vorbereitungen zu der Reise nach Westen getroffen; die Freunde nahmen Abschied von Baumgarten und trabten dem Westen zu.*)

*) In allem Geschichtlichen, was Nordamerika betrifft, ist der Verfasser der vorzüglichen dreibändigen Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Karl Friedrich Neumann

gefolgt. Bei Beschreibung der Reise über das Felsengebirge, der Zustände in Utah, die das folgende Kapitel bringt, diente ihm ein 1867 in deutscher Uebersetzung bei Bliß und Comp. in Neuyork erschienenes Werk von Albert D. Richardson, mit 250 guten Holzschnitten und Stahlstichen, und die englische Schrift selbst nach mühsamem Suchen in den auf Staatskosten gedruckten: „The Railroad Surveys; Explorations for the Survey of a Railroad-Route between the Pacific and the Mississippi.“ Das Werk, welches den größern literarischen Anstalten Europas von der Regierung zum Geschenk gemacht werden sollte, findet sich auf der göttinger Bibliothek nicht, ich fand es in Bremen im Privatbesitz eines Bekannten. Wie für die Kosten der Untersuchung der Gegenden zwischen Mississippi und dem Stillen Ocean 340000 Dollars vom Congreß bewilligt wurden, so wurde nachträglich (am 16. Mai 1865) die Summe von 49000 Dollars allein für den Stich der Karten und Zeichnungen zu jenem Werke bewilligt. Ein zwölfter Band ist auf Privatkosten erschienen.

Elftes Kapitel.

Jenseit der Felsengebirge.

Neu-Jerusalem am großen Salzsee, Februar 1852.

Lieber Bruno!

Einen herzlichen Gruß aus dem äußersten Westen, aus der Mormonenstadt im Territorium Deseret, wie die Heiligen in den Utahs, wie die Officiellen sagen: 4200 Fuß über dem Ocean, also 1000 Fuß beinahe höher als euer Brocken.

Ja, sperre Augen und Ohren auf! wir, von König Johann's Gnaden dresdener Maiflüchtlinge, sind jetzt im Dienste der großen Union-Pacific-Rail-Road-Company und haben vom Atlantischen Meere ab schon 2100 englische Meilen zurückgelegt, sind den Ohio hinabgefahren, viele Hunderte von Meilen, dann auf der Bahn zum Mississippi und von da viele hundert Meilen weit den schmuzigen Missouri hinauf, zu dünn, um

darauf zu gehen, zu dick, um darin schwimmen zu können, wie unser Proviantmeister sagt.

Ein gewaltiges Land, dieses Amerika, und ein gewaltiges Volk, von dem ihr in Europa keine Ahnung habt! Alles Fortschritt mit Dampf, in allem, was es anfaßt, Gelingen! Schickt uns jährlich noch eine Million Deutsche, funfzig Jahre hindurch, und Amerika ist das mächtigste Reich der Welt, das aus Dankbarkeit Deutschland vor russischer Barbarei schützt, der ihr im entgegengesetzten Falle unrettbar anheimfallt. Wir haben alles, nur nicht Menschen genug, obgleich das Gold sie aus allen Welttheilen herlockt, und es in Californien schon von Chinesen wimmelt.

Amerika war mir nach meinen Schulbegriffen immer sehr schmalbäuchig vorgekommen, es mag das von seiner Längenerstreckung vom Nordpol bis zum 54. Grade südlicher Breite kommen; daß es in der Brust breit genug ist, das habe ich auf meiner Fahrt hierher kennen gelernt. Aber es ist ein jugendlicher Riese, ohne hemmende europäische Vergangenheit, ohne veraltetes, die schaffenden Kräfte niederdrückendes und umstrickendes Erbgetrümmer. Nordamerika mit den gegenwärtigen Grenzen ist größer als Europa, Rußland eingeschlossen; wie lange wird es dauern, daß es Mexico mit sich vereint hat und Herr von Cuba ist?!

Jetzt zieht das Gold nach den Felsengebirgen; wenn wir Wegebahner mit unserer Arbeit fertig sind, wird sich die Welt verändern; England wird vielleicht früher mit Amerikanern als mit den Russen in Ostindien zusammenstoßen.

Du scheinst zu fragen: ob ich nicht etwas Heimweh und Sehnsucht nach dem schönen Dresden verspüre? Pah! Glaubst Du, ein vernünftiger Mensch könnte sich danach sehnen, im waldheimer Zuchthause Wolle zu spinnen und jeden Sonntag in die Kirche getrieben zu werden und das wunderliche Geplärr eines Schwarzrocks anzuhören? Oder glaubst Du, ich könnte Johann ein Wort gönnen und um Amnestie bitten? Ich nicht! Leben hier in einem freien Lande; ich sehe erst jetzt, was eine Republik ist, ich begreife erst jetzt, warum die Amerikaner so stolz sind und berechtigt sind es zu sein auf ihre gloriose Union und ihr Sternenbanner. Was haben wir als Deutsche, als deutsches Volk denn je gethan? Hermann hat den Varus geschlagen und 1813 hat sich das Volk von den Franzosen befreit. Ja, aber mit russischer und schwedischer Hülfe und nicht ohne englisches Geld, und deshalb sind wir nicht Eins geworden, die Bundesmacht als der constituirte, coordinirte und sich gegenseitig garantirende Particularismus steht jedem Streben nach Einheit hindernd im Wege.

Wir in Amerika haben ganz andere, größere Ziele. Ich suche jetzt über Alpen mit ewigem Schnee eine Weltstraße zum Stillen Ocean, um uns den Westen aufzuschließen, suche das Paradies von Amerika, um eine große Stadt zu gründen. Es ist aber kein Spaß, es ist Ernst, und wenn mich meine Ahnung nicht trügt, so muß auf der Westseite der Sierra=Nevada dieses Paradies gefunden werden. Dann soll mir jeder Deutsche, der den Ackerbau oder ein Handwerk oder eine nützliche Kunst versteht, willkommen sein, ich will ihm Land schenken, das er bearbeiten, wo er sich an=siedeln mag.

Wie ich dazu komme, Dir zu schreiben? Dir, von dem ich im Zorne in Frankfurt geschieden bin? Ich will Dir sagen: es ist mir auf meiner ganzen Fahrt hier dasjenige Abenteuer aufgestoßen, das Dich am meisten interessiren wird, obgleich es uns nicht an Abenteuern gefehlt hat, seitdem wir in Kansas=City das Missouriboot verließen. Da ich hier seit dem Novem=ber festliege und wahrscheinlich erst am Ende des nächsten Monats daran denken kann, Humboldt=Cannon zu ersteigen, fehlt es mir nicht an Zeit, und ich will Dir in möglichst kurzen Zügen den Weg, der mich hier=her geführt hat, beschreiben. Das ist weniger für Dich, als für meinen Schwager Dummeier, dem Du den

Anfang dieses Briefes, die Reisebeschreibung gleichsam, senden willst. Ob Du dort drüben schon eine Karte finden wirst, auf der Du folgen könntest, bezweifle ich freilich.

Kansas-City ist der Anfang einer Stadt, die sich vorgenommen hat, der Königin des Westens den Rang abzulaufen. Sie liegt auf einem hohen „Blutt" (Felsen-hügel) und gewährt einen prächtigen Anblick auf den Missouri; Häuser zwar noch wenige, einige massive Brickhäuser und niedrige Breterhütten durcheinander noch, an dem Stieg, der 15—20 Fuß tief durch den Fels gehauen ist, kleben oben noch einige Häuser wie Schwalbennester am Felsen, die man vom Stieg aus nur durch Leitern erreichen würde. Aber nach dem Flusse zu, welches Getümmel von Ochsen, Maulthieren, Pferden, Wagen, Kaufmannswaaren aller Art, die von Dampfern ausgeladen und von Weißen, Indianern, Mischlingen, Negern, Mexicanern in Empfang genommen werden!

Der Agent der neuen Stadt zeigte mir den Plan derselben; es mögen hier jetzt etwa tausend Erwachsene leben; nach dem Plane war auf eine Stadt von 100000 Einwohnern gerechnet, eine Stadt mit vielen großen Plätzen, einem Park, Opernhause, einer Universität, einem Centralbahnhofe mitten in der Stadt, von

dem aus die Eisenbahnen nach Saint-Louis, den Obern Seen, am Missouri hinauf und nach Westen den Kansasfluß entlang sich erstreckten.

Dabei mag viel Schwindel sein, um die Lots zu verkaufen; allein das hat Amerika vor dem alten Europa voraus, daß die Städte nicht nach Zufall, Laune und Ungeschick sich aufbauen, sondern von vornherein nach wenn nicht immer künstlerischen, doch praktischen und den Verhältnissen angemessenen Plänen angelegt werden. Mag die Kansasstadt noch zehn Jahre oder länger warten müssen, ehe sie zehntausend Einwohner hat, es kann nicht schaden, daß man von vornherein auf hunderttausend Rücksicht nimmt, der Platz ist ja da. Doch wurden schon Bauplätze von nur 150 Fuß Tiefe und 50 Fuß Breite für 3—700 Dollars verkauft.

Trotz der noch kaum auf tausend gestiegenen Einwohnerschaft fehlt es an einer Druckerei und einem Journal mit großem Titel nicht.

Hier begann unsere Arbeit. Wir zogen, um das Terrain zu recognosciren, erst viele Meilen weit am linken Missouriufer bis Saint-Joseph, dann am andern Ufer wieder hinab. Zwei Meilen oberhalb Kansas-City, da wo der Kansasfluß in den Missouri fällt, war eine Stadt im Entstehen, d. h. es waren 320 Acker vermessen und eingepfählt, und es hatte sich

eine Gesellschaft gebildet und diesen Platz von der Regierung, den Acker für 1 Dollar und 25 Cents gekauft, Bauplätze und Blocks (Stadtviertel) vermessen, die dann durch Agenten an die von Osten nach Westen Wandernden schon in Saint-Louis oder Cincinnati verkauft werden.

So hatte ich mir in Saint-Louis für 50 Dollars Platz VI, im Block I, an der Kansas-Avenue von der Neubabylon-Compagnie gekauft, den ich jetzt in Augenschein nehmen wollte. Unser Proviantmeister und Führer, ein verdorbener Kentuckier, hatte mich gewarnt, mich beschwindeln zu lassen, und mir gesagt, daß von all den hundert Straßen, die auf dem mir vorgelegten Plane von Neubabylon, dem Stern des Westens, verzeichnet waren, noch nicht eine einzige fertig sei.

So war es auch, aber es existirte doch schon ein zweistöckiges Wirthshaus, eine Dampfsägemühle und etwa zwanzig Blockhäuser. Da die Kansas-Avenue, an der mein Block lag, sich den künftigen Kai des Kansasflusses, der etwa 400 Yards breit ist, entlang zog, beschloß ich, eine Breterhütte hier aufzubauen. Wir hatten unter unsern Feldmessern zwei Zimmerleute, unser Ochsengespann brachte von Kansas-City Balken und Sparren herüber, und in weniger als keiner Zeit war die Villa Hellung errichtet. Der Name Neu-

babylon hat Anstoß erregt durch den Schwindel, welchen ein Agent in Saint-Louis mit den Bauplatz-Assignaten getrieben hat; man nennt die neue Stadt, deren Bürger ich bin, Wyandott, nach einem Indianerstamm, der hier sein Reservatgebiet hat. Dieser Stamm hat sich schon gänzlich civilisirt, wohnt in Blockhäusern, bestellt sein Land, welches mit hohen virginischen Farren umgeben ist, mit Mais, Weizen und anderm Getreide, pflanzt Taback. Die Rothhäute, welche auf etwa sechs Quadratmeilen zusammenleben, sprechen englisch, halten Freischulen, Kirchen, verheirathen sich mit Weißen und sind sehr gute Christen.

Von hier zogen wir den Kansas hinauf nach Westen, erst durch dichte hügelige Wälder, dann durch herrliche wellenförmige Prairien, mit Gräsern so hoch wie der reife Roggen bei uns, durchwoben mit rothen, blauen, gelben Blumen. Ich hatte einen indianischen schwarzen Pony gekauft, der häufig ganz bis über den Kopf im Grase verschwand. Die Räder unsers Proviantwagens wühlten schwarzen Kleiboden auf, so schwer ich ihn nur bei Heustedt gesehen. Der Himmel war von wundervoller Klarheit.

Mehrere Einwanderer auf langen, mit weißem Leinen bedeckten Ochsenwagen hatten sich uns angeschlossen; ein indianischer Knabe auf einem Pony, bunte Federn

in den Haaren, sonst mit zerrissenen Kleidern, führte uns durch das wogende Grasmeer. Es ist das Reserve-gebiet der Delaware-Indianer, durch das wir ziehen, einst ein mächtiger kriegerischer Stamm, jetzt auf einige hundert zusammengeschmolzen, die sich in den Wäldern angesiedelt haben und die Ebene meiden.

Etwa 35 englische Meilen weiter stießen wir auf eine neue Ansiedelung, die erst im vorigen Jahre gegründet wurde, die Stadt Lawrence am Kansas, zu Ehren des Amos Lawrence in Boston so genannt; — früher führte sie den indianischen Namen Wau-ka-rusa (Hüftentief). Kaum zwanzig Häuser, aber schon eine Buchdruckerei und eine Zeitung: „Herald of Freedom".

Nach weitern 30 Meilen trafen wir eine Ansiedelung in der schönsten Prairie, der Ort nannte sich Topeka (der indianische Name für Kartoffel) und war von einem argen Grenzstrolch und Prosklavereimann, der sich Oberst Titus nannte, etwa vor anderthalb Jahren gegründet, jetzt aber im Besitz von Freistaatsmännern, die unter Walker's Führung einen freien Staat aus Kansas machen wollten.

Wir wurden hier von mehrern Trupps Indianern überholt, die auf eine eigenthümliche Art reisten: sie hatten nämlich lange Stangen zu beiden Seiten an die Sättel der Pferde, auf denen sie ritten, befestigt, hinten

waren zusammengerollte Büffelfelle daran angebracht, die auf der Erde schleiften und auf denen unter weichen Fellen zwei oder mehrere Kinder lagen. Die Rothhäute baten sehr um Taback, den sie erhielten. Die Frauen ritten, den Säugling auf den Rücken geschnallt.

So reisten wir mehrere Tage bis zu einer der vorerst noch westlichsten Militärstationen, dem Fort Riley, in dessen Nähe wir den Republican-River überschreiten mußten, der sich hier mit dem Smoky-Hill-Fork vereinigt, um den Kansasfluß zu bilden. Das Fort ist aus marmorähnlichem hellen Kalkstein zweistöckig aufgebaut. Man sah hier die über hundert Meilen entfernten düstern und rauchigen Hügel des Smoky-Hill, welche dem Flusse den Namen geben. Dreißig Meilen hinter dem Fort trafen wir auf die ersten Antilopen, die aber bei dem geringsten Geräusch die Flucht ergriffen, sodaß selbst unser Kentuckier, ein vortrefflicher Schütze, keinen Schuß nach ihnen versuchte. Am folgenden Tage trafen wir auf Hunderte von tiefen Büffelfährten, und sahen auch eins oder das andere dieser plumpen Thiere, die mit schwerem den Boden erschütterndem Tritt über die Prairie eilten. Der Kentuckier schoß einen jungen Bullen, dessen Fleisch uns vortrefflich schmeckte.

Die Büffel sind wahre Bahnmacher in der Prairie, und Hickory versicherte mir, daß die besten Heer-

straßen in den Fußpfaden der Büffelheerden angelegt seien.

Hatten wir bisher, wenn wir unser Nachtquartier machten, ehe noch die Feldküche vom Ochsenwagen genommen war, eine Suche oder Jagd auf Klapperschlangen gemacht, die in Kansas häufig sind, so wurden wir jetzt durch ein Paar graue Wölfe verfolgt, von denen unser Proviantmeister das Weibchen niederschoß.

Wir durchzogen einige Tage darauf eine Ansiedelung von Prairiehunden, die über eine Meile lang war. Wie viel Einwohner mochte sie haben? Diese Thierchen sind um weniges größer als unsere Eichhörnchen, leben nur von Gras und haben nichts mit dem Hunde gemein als das Bellen, sie sind ein biederes, lustiges Völkchen, das gern im Sonnenschein spielt. Prairiewölfe, Eulen und Schlangen sind ihre Feinde. Unser Nimrod ließ es sich trotz meines Einspruchs nicht nehmen, einige davon zu schießen, damit wir abends Prairiehundebraten hätten. Er wurde am Spieß gebraten und schmeckte sehr gut.

Nach den hier angestellten Messungen waren wir jetzt schon 2300 Fuß über dem Meeresspiegel.

Nun folgten wir dem Laufe des Republican-Fork, der uns in dieser Wüste mit seinem klaren Bergwasser versorgte; aber plötzlich sahen wir den Fluß vom Boden

verschwinden, sein Bett ward völlig trocken. Ich bekam keinen kleinen Schreck, aber unser Proviantmeister beruhigte mich. Als wir am Abend in dem Flußbette lagerten, ließ er ein vier bis fünf Fuß tiefes Loch graben, und wir fanden Wasser.

Endlich sahen wir südlich die erste Schneekuppe des Pickes-Peak und bald auch im Nordwesten den Long-Peak hinter einer Masse dunkler Wolken hervorschauen, wenn auch hundert Meilen entfernt. Wir befanden uns in einer trostlosen Wüste mit weißem Alkaliboden und Zwerggesträuchen, dürrem Gras, das nicht einmal unsere Ochsen fressen wollten, aber die Luft wurde schon frischer. Der Republicanfluß, der zwanzig Meilen lang unter der Erde seinen Lauf gesucht, kam wieder zum Vorschein, wir aber wendeten uns von seinen Ufern an die des Platteflusses, dem wir stromaufwärts in das Gebirge folgten. Je höher wir anstiegen, desto großartiger wurden die Gebirgsfirnen, Alpen an ihrem Fuße mit ungeheuern Fichtenwäldern bedeckt, aus denen die Gletscher bei Sonnenschein rosenroth ihre Häupter erhoben, bei Sonnenuntergang aber wie geschmolzenes Gold leuchteten. Der Kentuckier wollte mich auf eine alte Landstraße bringen, welche Santa-Fé mit Neumexico verbinde und zum großen Salzsee führe, auf der er selbst das Felsengebirge überschritten.

Seit acht Tagen hatten wir kein lebendes Wesen außer unserer Karavane gesehen, jetzt standen wir vor Bergesriesen, auf keiner Karte verzeichnet, kamen an Flüsse und Bäche ohne Namen und mußten uns theilen, da wir unsere Wagen nicht über den angeschwollenen Bergstrom bringen konnten. Wir wußten nicht, ob wir noch in Kansas oder schon in einem andern Territorium waren, seit acht Tagen hatten wir nichts genossen als Speck und Schiffszwieback, letzterer so hart und von der Sonne so ausgedörrt, daß man ihn erst eine halbe Stunde ins Wasser legen mußte, um ihn verdaulich zu machen.

Wir theilten uns, und ich bestieg mit unserm Kentuckier und acht meiner Gehülfen einen der höchsten Berge, die wir vor uns hatten, soweit wir und zwei Maulthiere, welche Lebensmittel, Whisky, Wasser und wollene Decken trugen, hinaufzuklimmen vermochten.

Unsern Gefährten unten hatten wir aufgegeben, fortwährend ein großes Feuer zu unterhalten, damit wir nach dem Rauche uns orientiren und unsere Genossen wiederfinden könnten. Wir stiegen zwei Tage lang bis in die Schneeregion, wo nur noch einiges Heidegestrüpp wuchs. Es war gefährlich, weiter zu steigen; wir konnten hier den pyramidenförmig emporsteigenden Pic bis zur Hälfte umgehen, nach den Gebirgen zu.

Hier war die Aussicht ähnlich der, die ich vor zehn Jahren einmal vom Dachstein herab auf die Salzburger Alpen genossen hatte, nur fehlten die vielen schönen grünen Seen. Doch konnte ich eine ungefähre Karte der Alpenketten und der Lage der Thäler entwerfen und die Einsicht gewinnen, daß hier für eine Eisenbahn schwer ein Ueberkommen zu finden sei. Wir waren auf einer Höhe von über 9000 Fuß nach der Barometermessung und stiegen am zweiten Tage noch so weit herab, um im Schutze des ersten Tannenwaldes bei einem Feuer, in unsere Decken eingehüllt, vor Kälte nicht zu erstarren, denn wir waren über die erste Hälfte des Octobers hinaus. Ohne den Kentuckier würde es schwer geworden sein, den Rückweg zu unsern Gefährten zu finden, denn von einem Pfade war nirgends die Rede; Kompaß und Barometer halfen. Außerdem hatte unser Proviantmeister beim Bergsteigen von Viertelstunde zu Viertelstunde einige junge Fichten gefällt und kreuzweise über die Pfade gelegt, auf denen wir emporgestiegen waren. Als wir das erste Wahrzeichen dieser Art fanden, war es dem mit dem Instinct eines Indianers versehenen Kentuckier leicht, den Rückweg zu finden, und so sahen wir denn auch, als wir an eine Waldeslichtung kamen, den Dampf vom Lager unserer

Freunde und entdeckten einen Waldbach, an dessen Ufer wir bequemer als bisher hinabstiegen.

Der Proviantmeister führte die Maulthiere mit schwererer Last hinunter, als sie heraufgegangen, da er namentlich allenthalben, wo der Bergbach die Felsen bloßgelegt, Gestein abhackte und mitnahm, indem er behauptete, es sei Goldquarz.

Heute, wo wir von den Mormonen Karten erhalten haben, welche diese auf ihrer Wanderung nach dem gelobten Lande mit großer Sorgfalt aufgenommen, wissen wir, wo wir gewesen sind: nämlich im Territorio Colorado bis etwa zum 39. Grade nördlicher Breite, und daß wir in das Gebiet zwischen Nord-Longs und Süd-Park eingedrungen waren. Wir wissen jetzt, daß wir Entdecker eines neuen Goldgebiets sind, welches das californische vielleicht an Mächtigkeit überbietet, und jedenfalls dazu beitragen wird, die unbewohnte Gegend zu bevölkern und die Anlage der Pacificbahn zu erleichtern.

Mit den Gefährten wieder vereinigt, wurde beschlossen, an dem Flusse, an welchem wir uns befanden, nach Osten bis zum Missouri hinunterzuziehen. Das war ein Glück für uns, denn der Zufall ließ uns die südliche Platte oder das Nebraskathal finden. Nach achttägigem Marsche kamen wir bei Fort Grattan an,

das am nördlichen Arm des Platte liegt, woselbst wir uns mit Lebensmitteln versorgen konnten. Der Platte (der seichte Fluß) hat in seinem untern Laufe fast die Breite des Mississippi, aber er ist höchstens 2 Fuß tief, in der trocknen Jahreszeit nämlich.

Das Thal, in welchem er ostwärts herabsiecht, denn fließen kann man das kaum nennen, ist etwa 30 englische Meilen breit und hat in einer Erstreckung von 500 Meilen nach unsern Messungen nur 7 Fuß Gefälle auf die Meile. Das ist also ein Thal, von der Natur wie zur Eisenbahnanlage geschaffen. Ueber Fort Kearny folgten wir dem Flusse bis dahin, wo die Pawnee-Fork sich in ihn ergießt. Da sie tiefer und reißender war, auch steilere Ufer hatte, gingen wir oberhalb derselben über den Platte und kamen bei La Platte, einer neuen Stadt, an den Missouri, überwinterten aber einige Meilen nördlicher, wo sich den Council-Bluffs (Rathfelsen) am linken Missouriufer gegenüber eine neue Stadt, Omaha, aufbaut. Hier stellten wir unsere Arbeiten und Messungen zusammen und schickten den ersten Bericht ein.

Der Vicepräsident der Compagnie, Thomas Duram, kam selbst von Neuyork herüber, um sich mit mir mündlich zu bereden, und als er meine günstigen Nachforschungen über das Plattethal näher kennen lernte,

wurde festgestellt, daß die Bahn von Omaha an nach Westen in diesem Thale weiter geführt werden solle.

Zugleich that er uns zu wissen, daß unsere in den Zeitungen veröffentlichten Berichte über die Goldgebirge den ganzen Osten aufzuregen begönnen, und daß schon Tausende sich rüsteten, im Frühjahre dahin zu wandern. Wir sollten darauf Bedacht nehmen, wenn wir in die Gegend kämen, wo wir die Parks bemerkten, eine Zweigbahn nach der Goldregion zu nivelliren und die Arbeiter über Fort Gallon zurückzusenden.

Besser ausgerüstet als auf der ersten Wanderung, traten wir im März vorigen Jahres den Weg nach Westen von neuem an und fanden auch unter dem 42. Grade nördlicher Breite und dem 105. Längengrade ein Thal, in welchem der Goldregion näher zu kommen war. Dort hatten sich schon Tausende von Goldgräbern gesammelt und eine Stadt „Denver" gegründet.

Wir erstiegen durch den Chaynepaß das Gebirge, überschritten den Nordarm des Platte im Territorium von Wyoming, dann den 1000 Fuß hohen Bridgerspaß. Hier machte unser Kentuckier die Entdeckung, daß wir schon im Gebiete der Bergbäche wären, welche ihre Gewässer zum Stillen Ocean senden, wahrscheinlich durch den Colorado (Rothen Fluß). Weit und breit

war weder ein Gebirge noch ein Cannon zu sehen, wir befanden uns auf einer Hochebene ohne andere Vegetation als hier und da einige Cactusstauden und etwas Salbei. Unser Führer machte jenen Schluß daraus, daß die zahlreichen Forellen, die wir in den Bächen und Seen fingen, gelbbraun gefleckt waren, während die Forellen in allen zum Atlantischen Ocean oder Golf von Mexico strömenden Wässern schwarz gefleckt seien. Glücklicherweise waren wir in dieser trostlosen Wüste reichlich mit Lebensmitteln versehen. Unser Nimrod hatte einige Antilopen und einen großen Bären geschossen, dessen Keulen durch Holzessig, den wir bei uns führten, bald in delicaten Schinken verwandelt waren. Jetzt labten wir uns an Forellen, die wir in einer Specksauce zu unserm trockenen Zwieback verzehrten.

Auf unserer Weiterreise, die natürlich sehr langsam von statten ging, da wir neben der Richtung, die von den nach Californien wandernden Goldsuchern ausfindig gemacht war, bald rechts bald links nach günstigerm Terrain suchten, wurden wir Anfang October auch von einem starken Schneesturm überrascht. Als wir am andern Morgen unsere Weiterreise begannen, tauchten vor uns plötzlich Alpengebirge auf. Ein Eindruck von früher, den ich nie vergessen werde, als ich einst von der Bavaria bei München zum ersten male die

Alpenkette am Horizont erblickte, wiederholte sich mir, da nun die Alpenkette jenseit des Salzsees hervortrat. Die Wüste lag hinter uns, über uns wölbte sich ein wahrhaft italienischer Himmel, die Luft war milde und warm, Blumen sproßten aus den Felsritzen, Mosquitos summten. Wir erblickten die Spuren menschlicher Thätigkeit; durch die wundervolle zwanzig Meilen lange Gebirgsschlucht sind wahre Riesenarbeiten, das Echo Cannon, welches uns das Herabsteigen mit der Bahn sehr erleichtern wird, von den Mormonen erbaut.

Als wir endlich aus den Gebirgsschluchten heraus-waren, lag das Utahbecken mit seinem blauen großen Salzsee, eingefaßt von himmelhohen schneebedeckten Bergen, zu unsern Füßen. Die Salzseestadt, obgleich sie noch sechs bis acht Meilen entfernt sein mochte, lag bei der Klarheit der Luft, als wenn sie ein halbes Stündchen entfernt wäre, wir sahen die breiten Straßen, die Gärten, die niedrigen Häuser.

Wir haben hier unsere Winterquartiere aufgeschlagen und sind schon vier Monate da. Bis hierher ist dieser Brief zugleich für Hans Dummeier und seine Frau, die ich beide tausendmal grüße, bestimmt, und für heute mache ich eine Pause.

Zwölftes Kapitel.

Der Hafen der Verschlagenen.

Den 3. März 1852.

Ein wahres Riesenland, dieses Amerika, das aller unserer Vorstellungen spottet! Hier, wo vor fünf Jahren noch eine Wüste war, die nur zuweilen den Schlangengräbern, Utahindianern oder Schneckenfressern zum Winterquartier diente, ist heute eine blühende Stadt in einer Ausdehnung von fünf Quadratmeilen, bewohnt von mehr als 10000 Einwohnern. Die Stadt zählt 1500 Häuser, zum größten Theil einstöckig, aus bläulichen Backsteinen erbaut. Bei jedem Hause sind dreiviertel Acker Land, sodaß die ganze Stadt wie ein Garten mit Christhäuschen aus der Ferne sich anschaut. Die Straßen sind 200 Fuß breit und durchschneiden einander im rechten Winkel.

An öffentlichen Gebäuden fehlt es noch, der Tempelbau ist in den ersten Anfängen; bisjetzt wird im Som-

mer in der Bowery — einer großen Laube mit Breter-bänken — überrankt von wildem Wein und sonstigen Schlinggewächsen, die sich über dem von hohen Stangen getragenen platten Lattendache hinziehen, gepredigt, im Winter in einer großen Breterbude.

Aber man trägt sich mit großen Planen. Der Tempel, der inmitten der Stadt errichtet werden soll, wird schöner und größer, als bisher einer auf Erden erbaut war, größer und schöner als Sanct-Peter in Rom. Es ist schon jetzt auf viele Meilen eine Holzbahn nach den Steinbrüchen des Red-Butte eröffnet, um rothe Sandsteinquader von ungeheuerer Größe (denke an solche Sandsteinfelsen, auf denen der Garten der Wirthshäuser in Reinhausen bei Göttingen ruht) herbeizuschaffen. Schon jetzt senden die Missionare der Mormonen aus Europa, Asien, Polynesien die seltensten Bäume und Gesträuche, Blumensamen, Zwiebeln, für den Park, welcher den Riesentempel umgeben soll. Vielleicht kann nach Jahren der romantische König an der Spree nach diesem Mormonentempel einen neuen Dom am Lust-garten aufbauen lassen, aber in sehr verkleinertem Maß-stabe, denn der Platz für den Tempel und Park ist mindestens zehnmal so groß als der Platz zwischen Schloß, Museum, Dom und Spree.

Bisjetzt sind von öffentlichen Gebäuden nur fertig

die Zehntscheuer, ein großes plumpes Gebäude, ein Speicher zur Aufbewahrung des Naturalzehnten, den das Volk von allem, auch der Arbeit liefern muß, und das Staatenhaus, der Sitz der Regierung.

Brigham Young's Wohnungen, das Löwenhaus und der Bienenkorb, mit einem Garten von zehn Acker Landes, sind von einer elf Fuß hohen Mauer umgeben. Ersteres hat seinen Namen von einem steinernen Löwen, der auf dem Balkon des Hauses ruht, letzteres trägt auf seinem Dache (das Haus ist zweistöckig) einen kolossalen Bienenkorb, das Wappen der Mormonen, zur Auslug. Der Thürhüter trägt in seinem Gürtel zwei Revolver. Hier wohnen etwa funfzehn von Brigham's dreißig Weibern. Die Salzseeheiligen sind gegen uns Heiden (gentiles) äußerst gastfreundlich und tolerant und haben uns in Beziehung auf die von uns schon durchzogenen Länderstrecken, wie die Länder jenseit der Sierra-Nevada, mit sehr vielen Nachrichten versehen, welche für unser Unternehmen von Wichtigkeit sind. Sie haben Handwerker und Techniker aller Art in ihrer Gemeinde, namentlich zeigen ihre Architekten gesunden Sinn und Phantasie. Der Plan zum Tempel wird geheimgehalten, dagegen habe ich den Plan zu der Universität gesehen und allen Respect davor bekommen. Die nördliche Stadt befindet sich am Fuße eines

Ausläufers des Wasatschgebirges. Hier hat man in der Länge von zwei englischen Meilen, etwa 40 Fuß über der Stadt, eine Terrasse geebnet, auf der die Universität erbaut werden soll. Wenn Du schon einmal in Marienbad warst, so denke Dir die Jägerstraße um zwanzigmal verlängert und zehnmal verbreitert. Auf dieser Terrasse wird nun ein wahrer Palast errichtet für Lehrer und Lernende, umgeben von einem Hain, zu dem man die Ahorn- und Nußbäume stehen ließ, welche hier, gegen Nordwind geschützt, das schon von der Natur vorbereitete Plateau bestanden. An den Hain schließt sich ein Lust- und Blumengarten und nach Süden zu ein botanisch-medicinischer Garten, sämmtlich mit Teichen, Springbrunnen, Bächen geziert, wozu das von der Höhe der Gebirge herabströmende Wasser Gelegenheit bietet.

Ein großes Bassin ist zur Schwimm- und Badeanstalt hergerichtet, ein großes Viereck dient zum Turn- und Fechtplatze wie zur Reitschule. Etwas oberhalb der Universität wird eine Sternwarte erbaut, während der Bau eines chemischen Laboratoriums schon fertig ist, um welches manche deutsche Universität die Stadt der Heiligen beneiden könnte.

Ein anderer Ausläufer des Wasatschgebirges, der sich im Norden der Stadt befindet, wird Hügel des Paniers

genannt, er soll beinahe in dem ganzen Thalbecken Utahs sichtbar sein. Auf diesem Hügel soll demnächst die prächtigste und größte aller Fahnen mit den Nationalfarben aller Völker der Erde enthüllt werden, die ein Zeichen sein soll „der sich vollendenden Einheit der Menschen in Glauben und Liebe“. Willst Du das nicht Deinem Freunde Leonhardi in Prag schreiben, daß sich hier in Neu-Jerusalem, trotz der Wunderlichkeiten der Sekte, der Anflug des Gedankens von einem Menschheitsbunde findet?

Aber noch manches andere hat mich an alte Lehren erinnert, die einst in unseren philosophischen Abenden zu Göttingen besprochen wurden, Anklänge an jene metaphysischen Träume des Orients, mit denen eine jugendliche Phantasie sich gern beschäftigt; und ich glaube auch die Quelle entdeckt zu haben, aus der solche Vorstellungen bis zu den Mormonen sich verbreitet haben.

Du wirst Dich eines Studenten erinnern, der in jener Zeit in Göttingen unter dem Namen des „Urbonzen“ bekannt war. Das Gesicht desselben zeichnete sich durch eine ungemein große Nase aus, und sein dünner Körper schlotterte in einer langen weiten Hose und einem schwarzen abgeschabten Frack mit einem Schwalbenschwanze, der bis auf die Erde reichte. Charakteristisch für den Urbonzen war, daß man ihn

niemals, es mochte Sommer sein oder Winter, Sonnenschein oder Schnee, ohne einen sehr großen alten baumwollenen Regenschirm unter dem Arme sah, den er zu schonen schien, da er ihn auch bei Regenwetter stets unter dem Arme trug. Später machte einer unserer Freunde die Entdeckung, daß das eine Art Vorrathskorb und Transportmittel sei. Der Urbonze „kochte sich selbst", wie die Göttinger sagen, und da ging er denn auf den Markt, kaufte dort Kartoffeln und anderes Gemüse, das in dem Regenschirme untergebracht wurde, oder einen Hering, beziehungsweise ein Stück Wurst, die einzigen Fleisch- und Fischspeisen, zu denen sein Geldbeutel reichte. Er hatte damals einen Streit mit Professor Ewald gehabt über irgendeinen der Propheten und eine Streitschrift gegen diesen verfertigt, zu der er vergeblich einen Verleger oder Drucker suchte und die er daher jedem, der sie hören wollte, vorlas. Ich habe die Streitschrift einmal auf dem Rohns anhören müssen, sie führte den Titel: „Ewald ist kein Prophet, auch kein kleiner." Genug, der Mann war Kinder- und Studentenspott. Als Leonhardi damals an einem Beinschaden krank im Stumpfenbiel lag, habe ich den Urbonzen zweimal bei ihm getroffen, und er erklärte, das sei ein Mann von Kenntnissen und nicht ohne Geist, hinter dem stecke etwas.

Nun ja, es steckt etwas dahinter, denn ohne den Urbonzen würde ich mich schwerlich hier niedergesetzt haben, Dir abtrünnigem Fürstenknecht diesen Brief zu schreiben. Der Urbonze ist hier der Mormonenapostel Phelps.

Ich habe ihn an seiner ungeheuern Nase, einst die Zierde der Georgia-Augusta, — jetzt könnte man sie ein Juwel nennen, denn sie glänzt wie der schönste Rubin — wiedererkannt, und auf das Stichwort: „Ewald ist kein Prophet, nicht einmal ein kleiner", hat er sich mir zu erkennen gegeben.

Das Apostelthum verhindert Phelps nicht, selbst Weinberge zu bestellen und eine Weinschenke zu halten, in der ich und meine Mitarbeiter uns täglich treffen. Dort hat er, bei einem Glase selbstgebauten Capweins, der hier vortrefflich gedeiht, mich in die Tiefen der Mormonenmetaphysik eingeführt. Höre, ob Du nicht wohlbekannte Anklänge an Altes und Neues findest. „Der Menschengeist ist nicht geschaffen", lehrt er, „er war von Ewigkeit zu Ewigkeit ein Individuum in Gott. Jedes dieser Geisterindividuen hat die Macht, auf die Erde hinabzusteigen und durch Annahme eines Leibes sich größere Herrlichkeit zu erwerben, sich mit der Natur zu vergatten. Der Geist durchdringt, belebt, vergeistigt die Materie; der Tod zerstört ihn nicht, sondern von

ihm scheidet der sterbliche Leib, wenn die Gesetze der Natur es so bestimmen, das Ich aber kehrt zu Gott zurück und sucht sich einen neuen Leib.

„Entspricht ein vom Himmel gestiegener Geist nicht seiner göttlichen Bestimmung und Lebensaufgabe, besteht er in der Prüfungszeit nicht, verscherzt er vielmehr sein Erbe durch üble Aufführung, so wird ihm nach dem Ableben dieses Leibes ein geringerer Leibestempel angewiesen. Geht der Geist auch dann noch nicht in sich, erinnert er sich nicht seines göttlichen Ursprungs, so wird er immer mehr in ein niedriges Dasein, aber nur im Gebiete der menschlichen Gattung, zurückgeführt, bis er sich bessert und Grad um Grad wieder emporwächst zu der Herrlichkeit der Kinder Gottes."

Nun, Bruno, schmeckt das nicht, wenn auch verstümmelt, nach den Lehren, die im philosophischen Kränzchen oft besprochen und mit Lust ausgemalt wurden, die aus altersgrauen Systemen Indiens und pythagoräischer Geheimbünde sich bis zu uns lebendig erhalten haben wie tausendjährige Samenkörner in den Felsengräbern Aegyptens? Doch im Ernst, ist das nicht mindestens eine zehnmal vernünftigere Idee als die aus Altem und Neuem Testament zusammengesetzte von dem Staub zu Staube, Erde zu Erdewerden und Wiedergeborenwerden des nämlichen Staubes am Jüngsten

Tage und dessen Auferstehen zu Fleisch und Herrlichkeit, die unsere protestantischen Pfaffen bei ihren Leichenceremonien in unserm Vaterlande vortragen?

Ich will Dich nicht weiter mit der Weisheit, die Phelps predigt, behelligen. Es sind immer einige vernünftige Gedanken darunter wie Goldkörner in Haufen Sand. Die mormonische Dogmatik ist viel schlimmer und dümmer als die unsere (was sehr viel sagen will), ein Gemisch nämlich von Judäismus, Christenthum, Mohammedanismus, Freimaurerei, mit allerlei verrückten Zuthaten eines echten Yankee, der für sich und seine Priesterschaft Profit machen will. Der ganze Quark beruht natürlich auf göttlicher Offenbarung, aber zum Glück für die Mormonen ist diese nicht abgeschlossen, sondern Gott offenbart sich dem Orden, aus welchem die Priesterschaft besteht, dem Orden der Melchisedek und Aaron, noch fortwährend. Da kann also mit Hülfe unsers Urbonzen und seiner Schüler leicht eine neue Mormonenbibel entstehen.

Die Vielweiberei der Mormonen ist ein Stück Indianerbarbarei, allein es hat damit nicht so viel auf sich, als wir in Deutschland glauben, sie kann auch nicht so sehr entarten, wie im Orient, wo es jahrhundertelang vererbte Reichthümer und eine Menge Staatssinecuren gibt. Hier ist, wie man zu sagen pflegt,

der Knüppel an den Hund gebunden; wer mehrere Frauen halten will, muß sehr reich sein, und wer von all seinem Einkommen den Zehnten contribuiren muß, der kann selten reich werden.

Sodann aber ist zur weitern „Versiegelung", wie die Heiligen die Ehe nennen, die Einwilligung der ersten Frau nöthig und für die Folge Einwilligung der zweiten, dritten, vierten u. s. w. Frau, außerdem aber noch die nach besonderer göttlicher Offenbarung durch einen Propheten vom Präsidenten ertheilte Erlaubniß. Wenn die Apostel und Propheten der Heiligen auf unsere Schwarzen arten, so wird eine solche Erlaubniß nicht ohne Kosten erlangt werden; unsere Consistorien wenigstens lassen sich jeden Eheconsens oder jede Dispensation von an sich gesetzlich unerlaubten Ehen recht ordentlich bezahlen.

Der Mann empfängt die zweite und dritte und alle weitern Frauen aus der Hand der ersten, die sich immer für die wahrhaft versiegelte hält und die andern als Kebsweiber betrachtet. Da kann man denn sagen, wie Mühlenbruch lehrte, als ich noch Pandekten oder Institutionen tractirte: der Jurist sagt: „Volenti non fit injuria."

Unser Urbonze, der sich zu einer stattlichen Leiblichkeit herausgearbeitet und der als eine Art Bischof

gewiß von dem Zehnten einen schönen Antheil bekommt, hat es nur zu vier Frauen gebracht, von denen zwei in einer besondern Wohnung leben. Die erste ist vierzig, die zweite zweiunddreißig, die dritte fünfundzwanzig, die vierte, ihm vor kurzem erst versiegelte, achtzehn Jahre alt. Die beiden ersten leben auf einem Winzerhause der Weinberge, zwei Meilen von der Salzseestadt. Als ich ihn fragte, ob die Frauen sich vertrügen, antwortete er mit Pathos: „Wo alle Weiber gleich glaubenstreu sind, bestrebt sich der Mann von selbst, sie sämmtlich gleich gut zu behandeln, wie ich das thue.“ Wir stritten jüngst mit mehrern Heiligen in der Weinstube über Monogamie und Polygamie oder, wie die Mormonen sagen, über die Pluralitätsfrage. Jene behaupteten, der Beweis der göttlichen Genehmigung der Vielweiberei liege darin, daß ein Fünftel der Erdbewohner in Vielweiberei lebten, und daß in Europa und Amerika oder überall, wo Einweiberei stattfinde, lasterhafte Nebeneinrichtungen geduldet oder staatlich gefördert werden müßten, um die Monogamie aufrecht zu halten.

Wir behaupteten: „Ohne Monogamie keine Familie, keine Erziehung“, die Gegner erwiderten: „Wir bilden eine große Familie der Heiligen.“ Endlich kam Phelps, ein Glas Constantia in der Hand, mit einer Sophistik, die ich ihm nicht zugetraut hätte.

Er nannte alle Du, Heilige wie Heiden, und stellte an mich die Frage: „Glaubst du an Unsterblichkeit?" als ich dies bejaht hatte, fragte er: „Bist du verheirathet?" Als ich auch dies bejaht hatte, fragte er weiter: „Wenn deine Frau stürbe, würden deine Priester dir nicht gestatten, eine zweite, und wenn auch diese todt wäre, eine dritte zu heirathen?" „Gewiß!" sagte ich. „Nun, dann würdest du am Jüngsten Tage in euerm Himmelreiche mit drei Frauen eintreten; wenn Gott aber im Himmel Vielweiberei gestattet, warum nicht auf Erden?" —

Den 7. März.

Ich habe hier außer dem Urbonzen noch zwei Deutsche unter den Heiligen entdeckt, die regelmäßige Besucher der Weinstube sind. Der eine derselben nennt sich Jakob und ist Redacteur der Zeitung „Zion", die täglich erscheint. Sein deutscher Name ist Jakob Trampelmeier, und wenn er sein Englisch radebrecht mit deutschen und andern Floskeln vermischt, so hört man das berliner Stadtkind heraus. Er hat nur Eine Frau, die seine Zeitung eigentlich redigirt, d. h. mit der Schere aus andern Zeitungen, die aus Californien oder dem Osten hierher kommen, zuschneidet, er selbst kann nicht englisch schreiben. Dagegen ist er sein eigener Setzer

und Drucker und macht gute Geschäfte, denn er hat eine Auflage von 30000, wie er behauptet.

Der zweite Deutsche ist sein unzertrennlicher Freund, der Leib- und Hofphotograph Brigham Young's, dessen Photographie ich beilege. Dieser Preuße ist ein schmächtiger deutscher Jüngling, der aber, weil er Geld hat und verdient, sieben Weibsen sich hat ansiegeln lassen, und er trägt, weil er in Deutschland ein berühmter Maler gewesen sein will, langes blondes Haar. Wo der Mensch eigentlich seine Liebenswürdigkeit sitzen hat, daß sich ihm alle Weiber zur Versiegelung selbst angeboten haben, weiß ich nicht. Er hat sie in den Häusern, und sie helfen ihm in seinem Geschäft.

Eine Einrichtung des Mormonenstaats möchte mancher alten Jungfrau in Deutschland gefallen: jedes Frauenzimmer hat ein Recht auf einen Mann; sie wendet sich an den Präsidenten, und dieser ertheilt dem ersten besten Manne, der ihm tauglich scheint, den Befehl, die Jungfrau N. N. sich ansiegeln zu lassen. So giebt es alte Jungfrauen hier nicht. Zank unter mehrern Weibern soll selten sein, doch sollen die meisten, gegen die Vielweiberei eingenommen, nur durch religiöse Unterordnung und Autoritätsglauben sich derselben fügen.

Uebrigens lebt man im ganzen wie bei uns, nur daß es keine Nichtsthuer gibt. Arbeit ist Pflicht, und

der Präsident hat die Macht, durch Zwang dazu anzuhalten, wenn Ermahnungen nicht helfen.

Auch die Propheten, Bischöfe, Apostel, Priester arbeiten. Brigham Young selbst ist Zimmermann und besitzt mehrere Sägemühlen. Ich selbst habe ihn Bäume unter die Maschine schieben sehen. Je mehr gearbeitet wird, desto reichlicher der Zehnte. Dieser fließt aber nicht blos in die Hände der Priester, sondern alle Staats- und Kirchenbauten, Schulen, Universitäten und sonstige öffentliche Anstalten werden daraus unterhalten.

Was hier eigentlich für ein Recht gilt, das habe ich noch nicht erfahren können: das Territorium als solches ordnet sich der Constitution der Union unter und erkennt die Staatsgewalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten an; im Privatverkehre ist das oberste Gesetz das der völligen Gleichheit und Gleichberechtigung, es gibt keine Privilegien und keine Exemtionen, und der gesunde Menschenverstand entscheidet im einzelnen Streitfall. Nicht einmal ein Strafgesetz ist codificirt, obgleich es durch göttliche Offenbarung erlangt sein soll. Jedenfalls ist dieses „Gesetz des Herrn", wie man es nennt, hart, es bedroht, wie ich höre, viele Vergehen mit dem Tode, so den Ehebruch, und geht dabei von der falschen Voraussetzung aus, daß ohne Blutvergießen eine Vergebung der Sünden unmöglich sei. — Unser

Freund, der Apostel Phelps, lud mich neulich zu einem Concert und Ball in „The Lords Chorehouse", und ich muß gestehen, daß die hier vorgetragene Musik den leipziger Gewandhausconcerten Ehre gemacht haben würde. Die Musiker sind aber auch hoch geehrt, sie sollen in England von einem Apostel bekehrt sein und haben auf der Wanderung durch die Wüste und die Wildnisse des Indianerlandes das Volk Zions von Nauvoo bis Deseret durch Posaunenklänge, Hörner, Clarinetten bei gutem Muthe erhalten.

Das Concert begann mit einer Jubelhymne und die meisten der vorgetragenen Stücke trugen einen ernsten, religiösen Charakter. Nach beendigtem Concert trank man gemeinschaftlich Thee, dann begann der Ball. Die Toiletten wie in Neuyork oder Cincinnati; Crinoline von ungeheuerm Umfang; Gesichter, wenig hübsch. Young selbst hatte nur zehn, die jüngsten von seinen Frauen, mitgebracht und eröffnete den Ball mit einem Hopser. Außer meinem Feldmesser waren unverheirathete Tänzer überall nicht zugegen, und dieser machte Eroberungen. Den Urbonzen hopsen zu sehen, machte mir viel Spaß, aber ich selbst mußte auch daran, der Photograph Julius Linde brachte mir seine jüngste Angesiegelte, ein niedliches Frauchen von siebzehn Jahren, dänischer Abkunft, wie denn die größere Anzahl der

Mormonen hier aus Dänen, Schweden und Engländern besteht.

Das Hauptgebrechen, an welchem der Mormonismus leidet, scheint mir zu sein, daß man die Frauen nicht als gleichberechtigt ansieht, ihnen eine andere Bedeutung als „Mutter zu sein in Israel", d. h. als Mittel, aus dem Territorium möglichst bald einen Staat zu machen, nicht zuschreibt. Da man aber den Mädchen dieselbe gute Erziehung gibt wie den Knaben, so ist ein Zustand, der das ganze weibliche Geschlecht entwürdigt, auf die Dauer nicht aufrecht zu halten. Die gegenwärtige Generation stammt meist noch aus den niedern Ständen, den Bauern Schwedens und Dänemarks, aber in der heranwachsenden habe ich viele hübsche, feine Gesichter bemerkt. Eine der Töchter Young's, eine schwarzäugige Schöne, läßt es sich sehr angelegen sein, unsern Proviantmeister, den Kentuckier, zum Mormonenthum zu bekehren; er hat zugesagt, sie zu heirathen, wenn Eisenbahnbänder Californien mit dem Osten verbinden.

Die Eisenbahnen und die Metallreichthümer der Felsengebirge werden das Mormonenthum umwandeln, die Vielweiberei mindestens vernichten, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß die Felsengebirge, die wir überschritten haben und die wir vor uns sehen, ebenso voll

Gold und Silber stecken als die Gebirge Californiens und die von uns entdeckten Colorados.

Außer uns gibt es hier noch eine größere Anzahl Heiden, darunter auch ein Dutzend Juden, die natürlich nur Handel treiben. Auch an Chinesen fehlt es nicht, sie verrichten die schwierigsten Arbeiten, und ich werde einige von ihnen, die über die Felsengebirge schon herübergeklettert sind, engagiren, da sie zu allen Dingen Geschick haben.

Den 10. März.

Wir sind noch immer hier, aber nicht unthätig. Einer der Professoren an der Universität hat mir ziemlich genau Kunde gegeben über die zwei Pfade, welche die Auswanderer, die Goldsucher, über die Sierra-Nevada zu nehmen pflegen, und mir eine recht gute Karte über den Humboldtspaß und den Hastingspaß gegeben, die ich copire. Danach scheint mir das Ufer des Humboldtflusses am geeignetsten zu sein zur Anlage einer Bahn. Auch erhielt ich nähere Auskunft über Deseret selbst. Das Becken von Utah, oder vielmehr die verschiedenen Becken, sind von den Felsengebirgen bis zur Sierra-Nevada 600 englische Meilen lang und 300 Meilen breit. Der Salzsee selbst ist von der Stadt 20 englische Meilen entfernt, er ist 120 Meilen

lang, 40 Meilen breit und enthält sieben gebirgige Inseln; lebende Wesen, Fische, enthält er nicht, während das Todte Meer doch wenigstens Eine Fischart aufzuweisen hat. Ertrinken würde hier unmöglich sein. Der schöne See ist von 4—10000 Fuß hohen Bergen eingefaßt, welche am Fuße mit immergrünen Fichten bedeckt sind, deren Gipfel aber meistens in ewigem Schnee glänzen. Wir schifften mit einem Segelboote nach einer der größten Inseln des Sees, die einen paradiesischen Anblick gewährte.

Es fließen vier Ströme in den See, ohne daß man bisjetzt einen Abfluß aus demselben entdeckt hätte. Der Hauptfluß in Utah ist der silberne schöne Jordan, der aus dem Utahsee kommt, einem Süßwassersee, an den Königsee erinnernd, wegen der steilen Bergabhänge, die gleichfalls Felswände von gewiß 6—7000 Fuß bilden.

Alle die kleinen Thäler der großen Becken sind auf Hunderte von Meilen hin in Cultur gesetzt, mit kleinen niedlichen Wohnhäusern aus Adobes, mit rebenumrankten Veranden, von schattigen Ahornbäumen, Espen, Pappeln, Maulbeerbäumen umgeben. Der Boden ist bei weitem nicht so gut als der Prairieboden in Kansas oder Missouri, aber die Mormonen haben durch künstliche Bewässerung auch dem schlechtesten Boden die herrlichsten Früchte abzugewinnen gewußt. Sie sind ein sehr arbeitsames Völkchen.

Sonntags hörte ich den Präsidenten selbst predigen; er ermahnte zur Industrie und Frugalität, sprach von seiner großen Baumwollenspinnerei und Weberei und redete viel von einem neuen Bewässerungssystem. Es waren gewiß 4000 Personen in der Bowery, es war nämlich die erste Sommerpredigt in der schon grünenden Laube. Ein Frauenzimmer begleitete den vor und nach der Predigt stattfindenden Gesang auf dem Melodium; eine große Orgel wird erst für den Tempel gebaut. Der Schluß der Rede des Präsidenten, den ich mir angemerkt habe, lautete: „Die Heiligen des Jüngsten Gerichts sind das glücklichste Volk der Erde, das fleißigste, friedlichste. Wenigstens würden sie es sein, wenn nicht ein paar elende, stinkige Advocaten in der Whiskystraße jederzeit bereit wären, Hader anzustiften und für 5 Dollars zu beweisen, daß Schwarz nicht Schwarz, sondern Weiß sei."

Die Latterday-Saints sind überhaupt keine finstern sauertöpfischen Frommen, wie unsere Schwarzen in Deutschland es mindestens zu scheinen sich bestreben, sie zeichnen sich nicht durch besondere Tracht aus, tragen keine weißen Halstücher, Bäffchen, Talare, Halskrausen, unterscheiden sich im Benehmen weder von den Nichtheiligen noch von uns Heiden, arbeiten alltags gleich andern Einwohnern Neu-Jerusalems, indem sie entweder

Ackerbau, ein Handwerk oder Handel betreiben, der hier, wo sich zwischen San-Francisco und Saint-Louis noch kaum eine größere Stadt befindet, einen Knotenpunkt von großer Bedeutung hat.

Der Präsident hält für seine Kinder und Enkel eine eigene Schule, es waren das 34 Schüler und Schülerinnen im Alter von vier bis siebzehn Jahren, und alle sahen klug und gut aus. Davon waren drei seine Enkel, die übrigen seine Söhne und Töchter. Ich hatte mir vorgestellt, der Unterricht in Neu-Jerusalem würde auf Staatskosten ertheilt; dem ist nicht so, jeder Ward der Stadt hält seine eigene Schule, und die Unterrichtskosten belaufen sich vierteljährlich auf 4—10 Dollars je nach den niedrigern oder höhern Klassen.

Am Tage vor dem Schulbesuche war im Hause Brigham's eine Geschichte vorgefallen, die mich lebhaft an eine in der Heimat erlebte Begebenheit erinnerte. In Göttingen war ich Augenzeuge, als der Professor der Theologie, Gieseler, in der Barfüßerstraße ein Kind, das in die Gosse gefallen war und schrie, als wenn es am Spieße steckte, emporhob und es tröstend fragte: „Wem gehörst du denn, mein Kind?“ — Das Kind, etwa fünf Jahre alt, hörte sofort mit Weinen auf, sah den Mann groß an und sagte: „Kennst du mich denn nicht, Papa? ich bin ja deine Minna!“

Der Theologe hatte mehr zu denken, als daß er alle seine vierundzwanzig Kinder hätte kennen sollen.

Zu Brigham gehen alle, die Rath bedürfen, Schlichtung von Streitigkeiten herbeiführen wollen, sich über dieses oder jenes zu beschweren haben. So kommt denn auch eine Frau um Abhülfe gegen die Ungerechtigkeit eines Kirchenältesten. Brigham thut, als ob er sie kenne, als er aber die Beschwerde zu Protokoll zu nehmen beginnt, ist er doch genöthigt zu sagen: „Wart' einmal, Schwester, ich habe deinen Namen vergessen!" „Meinen Namen?" erwidert sie unwillig, „ich bin ja deine Frau!"

So war es; das sind die Folgen der Pluralität.

Gestern ist der erste Zug Goldsucher angekommen, sie bringen die erfreuliche Nachricht mit, daß sich eine Compagnie in Columbus, einer neuen Stadt in Nebraska, gebildet hat, die Stationshäuser auf der ganzen Route nach Californien und eine Postverbindung über die Felsengebirge anlegen will. Wir können dann auch bald aufbrechen.

Die Goldgräber haben aus dem Osten auch dicke Packete Zeitungen mitgebracht, die sie hier verkaufen. Ich habe einen solchen Packen gekauft, um zu sehen, was es in Europa gibt. Da lese ich denn zu meinem Erstaunen, daß ihr in Hannover seit November vorigen

Jahres mit einem blinden König von Gott begnadigt seid. Ich finde das nicht schön vom lieben Herrgott.

Wenn nach gemeinem Rechte (so viel habe ich aus Ribbentropp's Institutionen noch behalten) ein Blinder unfähig ist, ein Testament auf gleiche Weise wie ein anderer zu machen, wie soll nun jemand, der nicht für fähig gehalten wird, ein Testament zu machen, ein Volk regieren können? Zu allen öffentlichen Aemtern konnte im alten Rom nur ein Sehender zugelassen werden. Wer nicht lesen, wer nicht schreiben kann, wie soll der regieren können?

Das alte deutsche Recht verlangte, damit jemand sein Erbe antreten könne, er gehe „ungehebt, ungestabt und ungeführt", und der Bundestag hat den Herzog Karl von Braunschweig noch vor zwanzig Jahren für regierungsunfähig erklärt, weil er einige tollere Streiche machte als andere Fürsten, gewiß aber kaum toller, als sein Vormund sie gemacht hatte, als er gleichalterig war. Ich weiß nicht, für welche Sünden ihr Hannoveraner durch diesen blinden König gestraft werden sollt, aber eine Gottesstrafe ist ein solcher. Da will ich doch zehnmal lieber unter der Herrschaft eines Mormonenpräsidenten wie Brigham stehen.

Wahrlich, ein Volk, das sich das gefallen läßt, einen Blinden zum König zu haben, ist werth, mit

Skorpionen und Sklavenpeitschen gezüchtigt zu werden. Soviel ich weiß, hat, solange die Welt existirt, noch nie ein Blinder einen Thron bestiegen. Lebe wohl, beglückter Hannoveraner!

Wenn Du mich einer Antwort würdigst, so adressire den Brief an meine Frau in Pittsburg.

Dein Hellung.

Dreizehntes Kapitel.

Der Mann, der alles hält, was er verspricht.

Wir müssen die Verzeihung unserer Leserinnen anflehen, daß wir sie in demselben Augenblicke, wo wir den Fuß nach Deutschland zurücksetzen, wieder mit einem politischen Kapitel behelligen. Aber in wessen Leben hätte die Politik nicht in den letzten Jahrzehnten eingegriffen? Auch sollten wir glauben, eine so große Katastrophe wie das Verschwinden der männlichen Linie einer achthundertjährigen mächtigen Dynastie von einem Königsthrone sei an und für sich ein poetischer Moment. Wenn wir dieselbe nicht von ihrer rein tragischen Seite auffassen, so kommt das daher, weil wir der Ueberzeugung sind, daß solche Dinge nie ohne eigene Verschuldung eintreten können, und weil es uns Pflicht erscheint, diese Selbstverschuldung nicht durch Declamationen über Gewalt und Raub zu verdecken. Hätten die beiden Könige, die als selbständige Herrscher auf

dem königlichen Throne von Hannover saßen, nicht Wort- und Treubruch an Land und Volk verübt, noch heute würde Georg, statt an der Donau auf fremdem Boden, am Leinestrande thronen.

Außer dem blinden Könige in Uhland's Ballade ist uns, solange wir von der Weltgeschichte Kunde haben, kein Fall bekannt, wo ein Blinder einen Thron bestiegen hätte. Blendung galt im Alterthume als bestes Mittel, einen Herrscher regierungsunfähig zu machen, ohne ihn zu tödten. So müssen denn unsere Leser einige politische Erörterungen hinnehmen, wenn sie erfahren wollen, wie sich das Leben Bruno's weiter gestaltet hat.

Das Jahr 1850 war gekommen, man befand sich seit dem 30. September des Jahres zuvor einmal wieder im Interim, welches bis Anfang Mai dauern sollte. Das neue Jahr hatte, nachdem das preußische Abgeordnetenhaus am 26. Januar das Gesetz über die Bildung eines Herrenhauses genehmigt, die Verkündigung einer preußischen Verfassung gebracht, und Friedrich Wilhelm IV. hatte sie beschworen. Graf Benningsen, der Lenker des Auswärtigen in Hannover, ließ, nachdem am 13. Februar die Reichsversammlung nach Erfurt berufen war, in Berlin erklären, daß Hannover sich infolge dieses Beschlusses vom Dreikönigs-

bündnisse lossage. Erfurt könne Preußen zu mächtig machen, fürchtete man in Hannover; die vier Königreiche setzten sich wieder einmal auf die österreichische Wippe, um Preußen ihr Gewicht fühlen zu lassen und es in die Höhe zu schnellen. Das am 20. März eröffnete, am 29. April geschlossene Erfurter Parlament nahm die Verfassung en bloc an.

Jetzt schrieb man Mai, und da war man in den ersten Tagen des Wonnemonds in Frankfurt am Main stark beschäftigt, das Palais in der Eschenheimer Gasse, das seit beinahe zwei Jahren leer gestanden, neu zu decoriren. Tische und Stühle, Pulte und Secretäre, Repositenschränke und Divans, welche man aus dem Sitze der Bundesversammlung entfernt hatte und die sich in der Wohnung des Reichsverwesers, der verschiedenen Reichsminister oder bei Jucho, dem Verwahrer des Reichsarchivs, herumtrieben, wurden aufpolirt und wieder in die Eschenheimer Gasse gebracht. Die Säle waren neu gebohnt, die Fenster geputzt, die Zimmer gescheuert und geweißt. Die alten Bundesacten wurden von den Böden und aus den Kellern wieder in die Repositorien gebracht und Actenstaub und Moder gaben dem Palais seinen alten charakteristischen Dunst und Leichengeruch wieder.

Eine Leiche sollte ja auf elektromagnetischem Wege

belebt werden; der alte Bundestag, der sich selbst den Todesstoß gegeben, dann aber vor seiner Verendung seine Macht dem Reichsverweser Johann übertragen hatte, sollte wieder zum Leben gerufen werden trotz des Widerspruchs der einen von den beiden Mächten, denen der Reichsverweser wiederum seine Gewalt übertragen hatte, trotz des Widerspruchs Preußens.

Die frankfurter Straßenjugend sang nach der Melodie des bekannten Sommerliedes:

Jo! jo, jo, der Bundestag ist do!
Thurn-Hohnstein ist gekumma,
Hat Julius Günther mit genumma,
Ritter Joseph von Xylandre,
Der Detmold und noch Annere,
Sie sind schon do, sie sind schon do!
Un wir sein wieder froh!

Preußen protestirte zwar dagegen, daß die zehn Delegirten, die in Frankfurt tagten, sich das Plenum der alten Bundesversammlung nannten, und der Staatsrechtslehrer Zachariä in Göttingen bewies den Delegirten, daß der alte Bundestag wirklich todt sei und von Rechts wegen nicht vom Tode aufgeweckt werden könne; aber was kehrte sich das österreichische Präsidium daran? Saßen doch die Delegirten von vier Königreichen an seiner Seite; mochten die Kleinen sich Preußen unterwerfen im Fürstentage zu Berlin.

Der neue Bundestag hatte es am 21. September zu seiner vierten Sitzung gebracht; der k. k. österreichische Ministerial-Concepts-Adjunct, Ritter von Roschmann-Hörberg, verlas das Protokoll der letzten Sitzung, wonach die Delegirten von Baiern, Würtemberg, Liechtenstein die Zustände Kurhessens einer Prüfung unterziehen sollten, welches nach Darstellung des kurhessischen Bundesgesandten in offener Revolution sich befände.

Der Wirkliche Geheimrath Adolf Freiherr von Holzhausen, als fürstlich liechtensteinischer Bevollmächtigter, erstattete Bericht. Er deducirte, weitläufiger natürlich, als wir es thun: wenn nach der Verfassung eines Staats die Stände das Recht der Steuerbewilligung in der Art hätten, daß sich dasselbe zugleich auf Verwilligung der Verwendungen beziehe, dann hätten sie auch die Pflicht, nicht blos für Aufbringung des ordentlichen und außerordentlichen Staatsbedarfs zu sorgen, sondern sie seien zugleich verpflichtet, deren Verwendungen zu bewilligen. Da nun die kurhessischen Stände die directen Steuern überall nicht bewilligt, die indirecten zwar bewilligt, aber nicht zur Verausgabung, sondern zur Deponirung, so habe sich die Ständeversammlung einer Steuerverweigerung schuldig gemacht.

Da aber nach Artikel 57 und 28 der Wiener Schluß-Acte und dem Bundesbeschlusse vom 28. Juni 1832

feststehe, daß eine derartige Steuerverweigerung nicht stattfinden dürfe, darauf vielmehr Artikel 25 und 26 der Bundesacte Anwendung fänden, so beantrage der Ausschuß, zu beschließen:

1) die kurfürstliche Regierung wird aufgefordert, alle einer Bundesregierung zustehenden Mittel anzuwenden, um die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität sicherzustellen;
2) dieselbe zugleich zu ersuchen, ungesäumt der Bundesversammlung die in dieser Beziehung von ihr zu ergreifenden Maßregeln sowie den Erfolg anzuzeigen;
3) die Bundesversammlung behalte sich vor, alle zur Sicherung oder Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes erforderlich werdenden Anordnungen zu treffen.

Zugleich solle Hannover aufgefordert werden, sich zur Bundeshülfe bereit zu halten, d. h. Herrn Hassenpflug als Executor zur Seite zu stehen.

Auf Anfrage des Präsidenten war niemand vorhanden, die Frage nach der Competenz (wenn es Beschwerden des Volkes galt, immer zur Hand) aufzustellen und zur Erörterung zu bringen, ob denn ein Drittel der Plenarversammlung oder weniger die Rolle derselben übernehmen könne, ob es sich nicht vielmehr

für incompetent erklären müsse. Niemand wagte daran zu erinnern, daß der Bundestagsbeschluß vom 28. Juni 1832 durch den Bund selbst aufgehoben sei, obgleich Detmold von dem Minister des Auswärtigen darauf aufmerksam gemacht war. Niemand fand ein Wort dafür, daß in Hessen eine Steuerverweigerung gar nicht stattfinde, da Hassenpflug den Mitte Juni zusammengetretenen Ständen ein Budget überall nicht vorgelegt, sondern nur die Anforderung gestellt, das letzte Budget auf sechs Monate zu prolongiren, und, als das verweigert war, die Stände aufgelöst hatte. Auch den neuerwählten erst im August zusammentretenden Ständen war ein Budget nicht vorgelegt, sondern der Entwurf eines Gesetzes, wonach die Steuern nach dem Gesetze vom 5. April 1849 forterhoben, beziehungsweise nacherhoben werden sollten. Dieser Entwurf war von den Ständen modificirt angenommen.

Niemand wagte dem Kurfürsten den guten Rath zu ertheilen, das Ministerium Hassenpflug zu entlassen und Frieden mit seinem Lande zu schließen, obgleich dies Mittel am besten geholfen hätte.

Als der Regierungsrath Bruno Baumann, der im Ministerium des Auswärtigen arbeitete, das Bundestagsprotokoll vom 21. September bekam und den Inhalt des §. 10 las, sagte er, sich mit der Hand vor den

Kopf schlagend: „So hat Onkel Gottfried doch recht gehabt, das kleine Scheusal hat Hannover verrathen. Ich selbst habe das Instructionsschreiben concipirt, welches Detmold aufgab, zunächst zu erklären, ohne Instruction zu sein, sodann aber als Ansicht des Gesammtministeriums zur Geltung zu bringen, daß der Bundestagsbeschluß vom 28. Juli 1832 zu den Ausnahmegesetzen gehöre und aufgehoben sei. Was wird Stüve, was Benningsen sagen und thun? Das würde eine schöne Situation für beide werden, wenn sie Strafhannoveraner nach Kassel senden sollten; bei uns wären sie damit abgethan. Wie aber hat der Kleine so durchaus entgegengesetzt handeln und abstimmen können, da er weiß, daß die Ritter Beschwerdeschriften an den Bund schon vorbereiten, vielleicht sogar schon überreicht haben, und daß, wenn mit Hessen der Anfang gemacht ist, hessische Executionstruppen vielleicht nach Hannover rücken, um eine Adelskammer wieder einzusetzen? Da steckt Oesterreich dahinter, vielleicht Ernst August selbst.

So war es; die Abstimmung Detmold's war ein abgekartetes Spiel hinter dem Rücken des Ministeriums, aber im Einverständnisse mit dem österreichischen Präsidialgesandten am Bunde, dem Gesandten in Hannover und Ernst August, ein wahres Freundschaftsstück gegen den Vetter in Berlin.

Graf Benningsen beschied Detmold zur persönlichen Rechenschaft nach Hannover und begehrte von dem Könige überhaupt die Zurückberufung desselben, und um dieser Forderung Nachdruck zu geben, begehrte das Gesammtministerium Benningsen-Stüve zum einundvierzigsten male seine Entlassung. Bisher hatte Ernst August diese verweigert, jetzt wurde er durch den österreichischen Gesandten und die am Hofe wieder mächtigen Ritter im Widerstande bestärkt. Allein das Zeug zu einem neuen Ministerium war noch nicht vorhanden. Hätte man aus den auf der Lauer stehenden bremischen Rittern ein Ministerium gebildet, so standen kurhessische Zustände für Hannover in Aussicht und der ganze Norden von Jütland bis an die Grenzen von Hessen-Darmstadt war dann unterwühlt. Mit Preußen stand man auf dem gespanntesten Fuße. Solche Erwägungen, geltend gemacht von seiten derer, die man zur Nachfolge im Ministerium ersehen, bestimmten Ernst August zu einem Mittelwege. Detmold sollte vorläufig in Frankfurt bleiben, dort aber erklären: daß er in der Sitzung vom 21. September mit specieller Instruction nicht versehen gewesen sei, und daß die königliche Regierung die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 als ein durch den Bundesbeschluß vom 2. April 1848 aufgehobenes Ausnahmegesetz ansehe und bei Verhand-

lungen der Bundesversammlung diesem Grundsatze stets Folge geben werde. Der Gesandte sei daher beauftragt, die Zustimmung der Regierung zu den auf jenen Beschlüssen vom 28. Juni 1832 basirten Anträgen, die in den Sitzungen vom 7. und 10. October zum Beschluß erhoben worden, zu versagen.

Diese für Detmold beschämende Erklärung wurde von ihm in der Sitzung vom 8. November*) wirklich abgegeben; allein Ernst August hatte dieselbe durch Ertheilung des Welfenordens versüßt.

Um diese Zeit aber existirte ein Ministerium Benningsen-Stüve nicht mehr, die Junker wußten die Militärleidenschaft des Königs zu benutzen, um ein Ministerium zu beseitigen, welches das Land durch demokratische Gesetze verdarb, wie sie behaupteten.

Ernst August, der sich so oft gerühmt, was er versprochen, das halte er auch, wollte jetzt Stüve nicht mehr Wort halten; er wollte die Grundzüge einer Organisation der Verwaltung, wie er sie genehmigt, nachdem die Stände ihre Zustimmung ertheilt hatten, nicht verkündet wissen.

Die gesammte Staatsdienerschaft wartete aber auf diese Gesetze; war doch seit zwei Jahren keine Ernennung, keine Beförderung, keine Pensionirung eingetreten.

*) Bundestagsprotokolle 1850, S. 172.

Als das Ministerium zum zweiundvierzigsten male um seine Entlassung bat, erhielt es sie.

Der Oberbürgermeister Lindemann, Theodor Meyer, alte Freunde Stüve's, glaubten im Vereine mit dem kraftvollen Kammerherrn von Münchhausen und seiner Schwiegermutter, der Freundin des Königs, Ernst August's Eigensinn brechen zu können. Sie vermochten ihn, auch die Justizorganisationsgesetze an demselben Tage zu unterschreiben, an welchem Detmold seine Abstimmung vom 21. September desavouiren mußte; sie dachten mit Hülfe der auf Beförderung hoffenden Staatsdienerschaft in Zweiter Kammer die Verwaltungsgesetze zu entdemokratisiren und durch ein reactionäres Sieb hindurchzupressen, zugleich mit den Rittern Frieden zu machen, indem man ihnen in der Hauptsache bewilligte, was sie im Herbst 1849 gefordert.

Eine königliche Proclamation versicherte zwar, daß mit dem Ministerwechsel kein Systemwechsel eingetreten sei, unser Freund Bruno konnte aber von seinem Standpunkte leicht übersehen, daß eine merkliche Erkältung zwischen Herrn von Münchhausen und dem österreichischen Gesandten von Langenau eingetreten war, daß die österreichische Mache am hannoverischen Hofe aufhöre und eine Versöhnung mit Preußen angebahnt werde.

Bruno hatte in Hannover viel mehr Gelegenheit, zu

beobachten, daß, wie freiheitheuchlerisch man auch in Wien vorgehe, die alte Metternich'sche absolutistische Politik des Pudels Kern bleibe. Er concipirte daher mit Freude das Schreiben, welches Detmold von Frankfurt zurückrief und auch den Grafen Platen von Wien nach Hannover citirte, um neue Instructionen zu empfangen.

Als aber österreichischen Truppen der Durchmarsch nach Schleswig-Holstein gestattet wurde, um dort gegen Deutsche, die dem dänischen Joche nicht unterworfen sein wollten, Execution zu üben und sie unter dieses Joch zurückzuführen, da ging ein Stich durch sein Herz, und er erinnerte sich der Worte seines Lehrers Dahlmann, in der Paulskirche gesprochen: „Sollte diese große Bewegung an dem Uebermuthe der Könige von Napoleon's Gnaden scheitern und das Heil unsers Volkes noch einmal sich zur Nebensache verflüchtigen, so hemmt, wenn es abermals flutet, kein Damm die wilden Gewässer mehr, und der Wanderer wird die Reste der alten deutschen Monarchien in den Grabgewölben ihrer Dynastien aufsuchen müssen." Hatte er doch das höhnische Grinsen nahe genug gesehen, als sich Hannover der preußischen Hegemonie und dem Dreikönigsbündnisse entzog.

Und als nun eine Verordnung vom 24. November

1850 die Bestimmungen des Patents vom 3. Juli 1843 betreffs Ernennung einer Commission zur Beglaubigung der Unterschrift des Kronprinzen aufhob und diese Unterschriftsbeglaubigung erleichterte, da fragte er einen seiner Collegen: „Wie wird es, wenn der Kronprinz, König geworden, erklärt: Ich bin gar nicht blind, ich sehe nur schlecht, und ich verordne daher, daß alles, was ich unterschreibe, auch ohne Beglaubigung gültig sei!?"

Die Frage war motivirt, denn obgleich die Verordnung vom 3. Juli 1843 ein öffentliches Zugeständniß der Blindheit war, so fingirte der Kronprinz doch fortwährend, sehend zu sein, und sein ganzer Hof mußte auf diese Fiction eingehen. Der Kronprinz sehe alles, nur nicht sehr deutlich, sagte man in seiner Umgebung.

Der alte König liebte aber, wie alle Welfen, den Kronprinzen nicht, noch weniger die frömmelnde, in gemischter Gesellschaft Abendandachten haltende Kronprinzessin; ihm war eine Zweideutigkeit, namentlich wenn sie von schönem Munde kam, lieber als ein Gesang vom Herrn Hofprediger Niemann. Der Kronprinz und die Kronprinzessin wurden knapp, sehr knapp gehalten, wenigstens nach Ansicht des Herrn Rittmeisters von Hedemann, der Geld zu verbrauchen wußte und dafür im Zuchthause endete. Am Hofe des Kronprinzen fing

man an, eine Camarilla zu bilden, in welcher die Geistlichkeit sich von vornherein eine Hauptrolle anmaßte.

Bruno war glücklich darüber, als die Verhandlungen zwischen Delbrück und Klenze zu dem Septembervertrage führten, aber er hatte Thränen des Unmuths vergossen, als die Mobilmachung Preußens nicht zur Vertreibung der Strafbaiern aus Hessen geschah, sondern um Herrn von Manteuffel auf seinem Wege nach Olmütz die Folie einer in Waffen stehenden Armee zu geben. Bruno gewann einen Einblick, daß der russische Zar es sei, der die Reise nach Olmütz befahl, daß dieser Deutschland in der That beherrsche. Das gab bei ihm den Ausschlag, sein durchdringender Geist schaffte sich rasch Licht in den politischen Zuständen nach allen Seiten, er erkannte die Gefahren, von denen Deutschlands Freiheit und Größe bedroht wurde, er machte sich selbst frei von den Vorurtheilen, die ihn umstrickten, verwarf die Politik des Particularismus, in die ihn Detmold eingeführt, wurde national und erkannte den Beruf Preußens zur Führerschaft an, aber er verlangte ein von russischem Einflusse befreites, ein wahrhaft freisinniges und allem Particularismus aufrichtig entsagendes Preußen.

Der Minister des Innern hatte indeß die Organisationsgesetze von demokratischem Schmutze gereinigt,

sie waren so, wie der König sie bei Einsetzung des Ministeriums haben wollte, misfielen aber auch in dieser Gestalt der Camarilla. Ernst August verweigerte seine Unterschrift; nur das provinziallandschaftliche Gesetz vom 1. August erhielt dieselbe und wurde publicirt.

Bruno hörte täglich die Klagen der Minister, Referenten und Unterstaatssecretäre, daß mit dem alten eigensinnigen Könige nichts mehr anzustellen sei, daß er die Gesetze verschlossen habe, den Schlüssel beständig bei sich trage, und daß auch die hannoverische Maintenon ihm die Unterschrift nicht abschmeicheln könne.

„Das ist also der Mann, der alles hält, was er verspricht", sagte sich Bruno.

Aber seit dem Tage von Olmütz und dem Eintritt Preußens in den Bundestag waren die Actien der Reaction um hundert Procent gestiegen, und was die Ritter noch im vorigen Jahre befriedigte, das genügte jetzt nicht mehr. Ja, der österreichische Gesandte glaubte es an der Zeit, das verhaßte Ministerium, welches den Anschluß Hannovers an den Zollverein zu Stande gebracht hatte, ganz zu beseitigen. Es waren die Gesandten in Wien und München, Graf Platen und Herr von dem Knesebeck, dann der Bundestagsgesandte von Schele und Graf Kielmansegge Anfang October in Hannover

versammelt, um bei der Hand zu sein, wenn der alte König mürbe gemacht wäre.

Schon vor dieser Zeit war von den versöhnten Mächten Oesterreich und Preußen ein Antrag bei dem Bunde gestellt, eine Bundespolizei zu gründen (8. Juli); es sollte der Bund an die Staaten, deren innere Zustände die allgemeine Sicherheit zu bedrohen schienen, die Aufforderung richten, die seit 1848 erlassenen Verfassungen und Gesetze einer Prüfung zu unterziehen und mit den Grundgesetzen des Bundes in Uebereinstimmung zu bringen. Herr von Schele war dahin instruirt gewesen, daß eine Einmischung in die innern Angelegenheiten eines Landes den Bundesgesetzen widerstreite. Als am 6. August*) der sächsische Gesandte namens des politischen Ausschusses referirte und die Competenz der Bundesversammlung zu solcher Einmischung für unbestreitbar erklärte, befand sich Herr von Schele in Hannover, und Herr von Nostitz und Jänckendorf stimmte namens Hannovers für diese Bundescompetenz, entgegen dem Instructionsschreiben vom 14. Juli.

Es war das die Sitzung, in welcher Legationsrath von Bismarck-Schönhausen an die Stelle von Rochow's eintrat.

---

*) Bundestagsprotokolle von 1851, §. 116, S. 254—262.

Damals hatten aber die hannoverischen Ritterschaften schon längst Beschwerden gegen die Verfassung selbst und gegen das Gesetz vom 1. August bei dem Bunde eingereicht, und der Gesandte von Liechtenstein stellte in der Sitzung vom 30. September den Antrag:

1) die Beschwerdeschriften der hannoverischen Regierung zur Abgabe ihrer Erklärung mitzutheilen;

2) dieselbe darum zu ersuchen, mit Gesetzen und Verfügungen gegen die Provinziallandschaften vorerst innezuhalten.

Abgestimmt wurde am 3. October, und auf Antrag des Dr. von Eisendecher, welcher von Schele vertrat, der Antrag mit dem Zusatze: „ohne daß dadurch den in der Sache in Betracht kommenden formellen und materiellen Vorfragen präjudizirt werden soll", von der Majorität gegen die Stimmen Baierns, Hannovers, Badens, Luxemburgs und Limburgs, des großherzoglich hessischen Hauses, Braunschweigs und Nassaus wie der Freien Städte angenommen.

Als auch die hildesheimischen und kalenbergischen Ritterschaften mit Beschwerden nachhinkten, ging der politische Ausschuß so weit, bei Mittheilung dieser Beschwerden auszusprechen (21. October): „Er unterlasse es, diejenigen neuen Verfassungs- und Gesetzesbestimmungen näher zu bezeichnen, welche nach vorläufiger

Ansicht des Ausschusses zu beseitigen seien, da er glaube annehmen zu dürfen, daß der Bundesbeschluß vom 23. August für Hannover Veranlassung genug gewesen sei, um eine Revision der Gesetzgebung seit 1848 zu veranstalten."

Das ging dem Gesammtministerium denn doch zu weit, und selbst Ernst August fühlte, daß das eine Mediatisirung durch den Bundestag und durch solche Staaten sei, die 1848 in anarchischen Zuständen sich befunden hätten, während in Hannover alles auf gesetzmäßigem und vertragsmäßigem Wege geschaffen war. Unser Freund erhielt von dem Ministerpräsidenten Auftrag zu einer entschiedenen und derben Zurückweisung des politischen Ausschusses, die er mit Vergnügen concipirte und welche am 7. November nach Frankfurt expedirt wurde.

Das geschah zu einer Zeit, wo der im einundachtzigsten Lebensjahre stehende Ernst August schwer erkrankt war und alle nach Herrschaft dürstenden Ritter und Adeliche sich schon im Hoflager des blinden Kronprinzen sammelten, der mit dem Bundestagsgesandten von Schele wegen Uebernahme und Bildung eines neuen Ministeriums verhandelte. Ernst August starb am 18. November.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

